

- ▶ Alltag
- ▶ Alter
- ▶ Anwalt
- ▶ Ausländer
- ▶ Bürokratie
- ▶ Demokratie
- ▶ Dritte Welt
- ▶ Ehrenamt
- ▶ Europa
- ▶ Forum
- ▶ Foto
- ▶ Freizeit

GESCHICHTE

- ▶ Gesundheit
- ▶ Haushalt
- ▶ Heimat
- ▶ Hintergrund
- ▶ Jugend
- ▶ Justiz
- ▶ Katastrophen
- ▶ Kontinuität
- ▶ Kriminalität
- ▶ Lebenshilfe
- ▶ Marketing
- ▶ Menschen
- ▶ Recherche
- ▶ Schule
- ▶ Tests
- ▶ Umwelt
- ▶ Unterhaltung
- ▶ Verbraucher
- ▶ Vereine
- ▶ Wächteramt
- ▶ Wahlen
- ▶ Wirtschaft
- ▶ Wissenschaft
- ▶ Wohnen
- ▶ Zukunft

Erinnerung tut gut –
auch wenn sie weh tut

Manchmal ist es „nur“ Nostalgie, manchmal brechen alte Narben auf, manchmal schmerzen die frischen Wunden noch. Aber immer ist Geschichte ein Thema für die Zeitung, für die Lokalseiten zumal. Denn hier geht es immer auch um Heimat und Identität, um Erinnern und das Nach-Vorne-Blicken zugleich. Und bei wenigen Stoffen lassen sich die Leser so gut beteiligen – und machen so gerne mit.

Die letzten Kriegstage von Köln

Die Serie zeichnet Tag für Tag die letzten Kriegstage von Köln auf. Sie beginnen mit dem 2. März 1945, dem Tag des letzten großen Luftangriffs. Die Grundlage für die zweite Passage der Serie sind erstmals veröffentlichte Tagebuchaufzeichnungen des Kölner Gauleiters Josef Grohé.

Die Jury

PREIS IN DER KATEGORIE
GESCHICHTE

Tatsachen sprechen lassen

Auf nur 120 Stunden konzentriert sich die Geschichtsserie der Zeitung. Sie beschreibt die schrecklichsten Tage der Stadtgeschichte. Am 2. März 1945 schießen die Flugzeuge der Alliierten die Stadt sturmreif, am 6. März stehen die US-Soldaten am Dom. Der den Krieg sinnlos verlängemde militärische Widerstand ist gebrochen. Die Texte erinnern an die Leiden der Kölner in diesen Tagen, sie erinnern genauso an alle Opfer der Schreckensherrschaft der Nazis in Köln. Die Serie kommt ohne große Kommentierungen aus. Die Texte bewegen, weil sie Tatsachen sprechen lassen.

Das Erbe der Nazis

Die Serie „1945 – Die letzten Kriegstage von Köln“, zeichnet 70 Jahre nach der Eroberung der Stadt durch die US-Armee die dramatischen Ereignisse von damals nach. Sie beginnen mit dem 2. März 1945.

Zu diesem Rückblick zählten bis dahin größtenteils unveröffentlichte Augenzeugenberichte/Tagebucheinträge sowie die erstmals publizierten Erinnerungen des Kölner Gauleiters Josef Grohé. EXPRESS lagen die schriftlichen Aufzeichnungen des NS-Spitzenfunktionärs vor. Sie bildeten die Grundlage für die zweite Passage der Serie, die die Flucht, Rückkehr und das zivile Leben Grohés in Köln bis

zu dessen Tod 1987 beschreiben. „Erstaunlich, dass es solche Quellen noch gibt“, befand unter anderen der Kölner Historiker Ulrich Soénius.

Auch die Online-User wurden mit einem speziellen Angebot bedacht. Am Morgen des 4. März 2015 startete auf express.de ein 48-stündiger historischer „Live-Ticker“, dessen Inhalt auf der Serie basierte und den Lesern die Schicksalstage ihrer Stadt auf ungewohnte Art nachempfinden ließ. In „Echtzeit“ informierte die Redaktion die User via Twitter über die Ereignisse.

Ayhan Demirci



Noch Fragen?

Ayhan Demirci, stv. Leiter Lokalredaktion, Telefon: 0221/224-3018 , E-Mail: ayhan.demirci@dumont.de

EXPRESS-Serie / Teil 1

Der 2. März 1945 +++ Gewaltiger Fliegerangriff auf Köln +++



Briten machten am Nachmittag des 2. März 1945 diese Luftaufnahme der Kölner Innenstadt. Rauch steigt aus Häusern und zieht rheinwärts.
Foto aus: 1945/Kriegsende in Köln von Hermann Rheidorf

Köln vor 70 Jahren: Die Stadt liegt am Abend des 2. März 1945 in Trümmern – der Zweite Weltkrieg steht kurz vor seinem dramatischen Ende.

EXPRESS erzählt in seiner neuen Serie „1945 – die letzten Kriegstage von Köln“ über die grauenvolle Endzeit. Dramatische Augenzeugen-Berichte, bislang unveröffentlichte Dokumente und erschütternde Bilder erzählen von den historischen Tagen, die unvergessen bleiben werden.

EXPRESS erzählt in seiner neuen Serie „1945 – die letzten Kriegstage von Köln“ über die grauenvolle Endzeit. Dramatische Augenzeugen-Berichte, bislang unveröffentlichte Dokumente und erschütternde Bilder erzählen von den historischen Tagen, die unvergessen bleiben werden.



Master Bomber Thomas Dewessol, der britische Koordinator der Bombenabwürfe.

Um 9.54 Uhr markiert der Master Bomber das erste Ziel

Von AYHAN DEMIRCI und INGE WOZELKA

Köln – Am Freitag, den 2. März 1945, heute vor 70 Jahren, scheint in Köln morgens die Sonne. Die US-Armee steht im Westen schon kurz vor der Stadt, heißt es. Genaues wissen die Menschen nicht, die noch geblieben sind. Es leben nur noch 40 000 hier. Im „Westdeutschen Beobachter“ steht heute unterm Hakenkreuz folgende Geschichte: In einem Dorf nahe der „Festung Breslau“, das die Rote Armee eingenommen hatte, wurden „zum Gegenstoß 120 Hitlerjungen einer Adolf-Hitler-Schule“ eingesetzt. Sie hätten angeblich „ein ganzes sowjetisches Regiment“ zurückgeschlagen.

Derweil bereitet Thomas Dewessol, der für Navigation und Zielführung zuständige Master Bomber der britischen Royal Air Force, den letzten großen Fliegerangriff auf die Stadt vor. Das Bomberkommando hat der amerikanischen Armeeführung, die

nahe der westlichen Stadtgrenze dem Kampf um Köln entgegenblickt, ein Angebot gemacht. Sie übernehmen die Bombardierung, weil ihre Lancaster- und Halifax-Flugzeuge bis zu 12000 Pfund schwere Bomben tragen können, sechs mal so viel wie die US-Flieger. Bei Beachy Head, einer Landspitze im Süden Englands, fliegt der Bomberverband an diesem Freitagmorgen aus, in gerader Linie bis Charleroi/Belgien, Eindhoven nach Nordosten, dann nordwestlich von Köln Eindhoven nach Südosten.

Um 9.54 fliegt Master Bomber Dewessol mit seiner Crew über dem Gebiet Zeughausstraße/Krebsgasse/Appellhofplatz. Er lässt hier die erste rote Leuchtmarkierung herabschweben. Vier Minuten später markiert er das nächste

Das Wetter am 2. März
Köln liegt unter Hochdruckeinfluss, der Himmel ist wechselnd bewölkt. Maximale Temperatur: drei Grad.

Ziel, den Hauptbahnhof. 598 Flugzeuge tauchen hinter ihm am Himmel auf. Ihr Auftrag ist, die Stadt für den Feldzug gegen Hitler, für die letzten Kilometer zum Rhein, sturmreif zu bomben. Dewessol gibt per Funk entsprechende Anweisungen an die Piloten. Er hat dies vor wenigen Tagen über Dresden genauso gemacht.

Der Angriffsplan sieht vor, zunächst den Zielpunkt „P“ rund um die Komödienstraße zu treffen. Die Zufahrt Richtung Hohenzollernbrücke (die Zugbrücke ist um die Zeit für Autos noch befahrbar) soll durch Krater und Trümmerberge unpassierbar werden.

Die Bomben fallen in noch nie dagewesener Konzentration auf die Innenstadt. In einer zweiten Welle, zehn Minuten nach dem Auftakt, erreichen 192 weitere Bomber Köln. Jede Maschine trägt mindestens eine 2000-Pfund-Luftmine, viele sind zudem mit 4000, sogar 8000 Pfund schweren Bomben beladen, der Rest der Ladepazität wird mit normalen Sprengkörpern ausgeschöpft. Es folgt eine dritte Angriffs-

welle, neben der Altstadt werden auch das Severinsviertel und die westliche Innenstadt getroffen.

Nach 17 Minuten zieht der Bomberverband wieder ab. Am Nachmittag kommt es zu einem letzten Angriff durch 155 Lancaster-Maschinen. Weil ein Funkgerät, das den Piloten das Signal zum Abwerfen geben soll, versagt, können nur 15 Flieger ihre Bomben auslösen, die meisten über dem Rechtsrheinischen.

Die Stadt ist nahezu wehrlos, und doch: Bei keinem der Luftangriffe auf Köln hat die deutsche Flak mehr Flieger abgeschossen, sieben an der Zahl. Denn die Briten fliegen tiefer als die Amerikaner.

Ein abgeschossener Pilot, der an diesem „Schwarzen Freitag“ schwer verwundet am Fallschirm in Köln landet, wird auf Geheiß eines Polizeioffiziers durch Sanitäter auf einer Trage weggebracht, doch „nur bis zur nächsten Ecke“, wie er befiehlt. Dort lassen ihn die Sanitäter sterben.

Kölner Firmen trieben Hitlers U-Boote an

Der erste Luftangriff auf Köln erfolgte am 12. Mai 1940, es folgten mehrere kleinere. Ein Jahr später, am 2. März 1941, kam es zum ersten großen Luftschlag durch Hundert Bomber. Am 31. Mai 1942 erfolgte mitten in der Nacht die sogenannte „Operation Millennium“, die in Köln als „Tausend-Bomber-Angriff“ in die Geschichte einging. Am 29. Juni 1943 („Peter und Paul-Angriff“) kam es zu einem weiteren katastrophalen Angriff, der fast 4400 Tote forderte. Schließlich das Bombardement vom 2. März 1945, als Köln schon längst eine zertrümmerte Stadt war. Wie militärisch sinnvoll waren die jahrelangen Luftschläge gegen Köln, bei denen insgesamt 20000 Menschen starben? Ausgeschaltet wurde Köln als Verkehrs- und Wirtschaftszentrum erst in den letzten Monaten des Krieges. Experten sagen aber auch,



Bereits 1944 zerstört: Mülheimer Brücke. Foto: NS Dok

dass sich die Angriffe negativ auf die Offensivkraft der Wehrmacht ausgewirkt hätten. So habe die Kölner Firma Klöckner-Humboldt-Deutz schon früh die Anforderungen der U-Boot-Motorenproduktion nicht mehr ausreichend erfüllen können, die Gottfried Hagen AG erreichte ihr Soll an U-Boot-Batterien nicht. Die Fordwerke, die ebenfalls auf Rüstungsproduktion umgestellt wurden, lieferten Tausende Lkw, die zuerst beim Polen-Feldzug eingesetzt wurden. Das Niehler US-Werk blieb aber von Luftangriffen weitgehend verschont.



Die zerstörte Stadt, im Hintergrund der Rathhausturm. Unter Aufsicht eines deutschen Soldaten räumen Zwangsarbeiter in Häftlingskleidung Trümmer beiseite.

Das Erbe der Nazis

Es ist der 7. März 1945, Tag eins nach der Besetzung des linksrheinischen Köln durch die Amerikaner. Im rechtsrheinischen dauern die Kämpfe noch bis in den April an. Im Kölner Westen aber beginnt eine neue Zeitrechnung. In den nächsten Tagen, Wochen, Jahren werden alle Kölner, deren Stadt dem Erdboden gleichge-

macht ist, das ungeheure Ausmaß der Verbrechen der nationalsozialistischen Machthaber erkennen (müssen). Und deren Folgen. 100 000 Kölner haben in der Wehrmacht gekämpft, Tausende sind an den unterschiedlichsten Fronten gefallen. 78 390 kehren aus Kriegsgefangenschaft in ihre zerstörte Heimat zurück. 30 Mil-

lionen Kubikmeter Trümmer-schutt bedecken Kölner Boden. In diesen Trümmern suchen sie nach ihren Wohnungen und nach ihren Familien. Viele aber sind tot. 1274 Minen, 39 649 Phosphorbrandbomben, 42 950 Sprengbomben und unvorstellbare 1 401 939 Stabbrandbomben fielen auf die Stadt.

Köln hatte 1150 Straßenbahnen, jetzt noch 37. Hatte 2176 Klassenräume, jetzt noch 212. Hatte 7264 Klinikbetten, jetzt noch 1627. Die Amerikaner bereiten sich vor, eine Militärverwaltung am Kaiser-Wilhelm-Ring einzurichten. Die Stunde Null ist schon vorbei, die Nachkriegszeit ist angebrochen.

7. März: G.I. Drabik nimmt die Brücke von Remagen

Heute vor 70 Jahren erreichte die US-Armee die als „Brücke von Remagen“ berühmte Ludendorff-Brücke und schaffte den langersehten Gang über den Rhein. Sergeant Alexander Drabik aus Holland/Ohio, Mitglied der 27th Armored Infantry, war der erste der US-Soldaten, die den Strom überquerten.



US-Sergeant Alexander Drabik (L) überquerte am 7. März 1945 um 15 Uhr die „Brücke von Remagen“ (oben).

Fotos: US Signal Corps

Vorangegangen war eine misslungene Sprengaktion der Wehrmacht. Beim Rückzug der Heeresgruppe B unter Generalfeldmarschall Walter Model auf die rechte Seite des Rheins 1945 sollten nach dem Willen der Wehrmachtsführung alle Rheinbrücken gesprengt werden. US-Truppen unterbrachen bei ihrem Vormarsch am 7. März 1945 einige Sprengkabel an der Ludendorff-Brücke. Die Sprengung misslang.

Lesen Sie morgen im Sonntag-EXPRESS den ausführlichen Bericht über die Dramen an der Brücke, auch aus der Sicht eines heute noch lebenden deutschen Zeitzeugen.

Nur 23 Zoo-Tiere überleben den Krieg

Mit dem Zweite Weltkrieg kamen Leid, Hunger, Angst und Tod über die Menschen. Doch auch die Tiere des Kölner Zos wurden hart getroffen. Als der Krieg endgültig vorüber war, zählte man im Kölner Zoo nur noch 23 Tiere.

Unter den überlebenden Tieren, die in verwahrlostem Zustand im baulich noch intakten Elefantenhaus gefunden wurden, waren u.a. ein Flusspferd, ein Wasserbüffel, zwei Zebras und zwei Jaguare. Sie waren in der Obhut des Ehepaars Kreidenweiß. Frau Kreidenweiß nähte eine blau-weiß-rote Fahne und hing sie ans Fenster der Direktorenvilla; ihr Mann war tatsächlich Franzose. Schon bald erschien ein US-Offizier namens Larwood, er besichtigte den Garten und die Tiere, von denen er was verstand, und nahm den Zoo unter seinen Schutz.

Diese Fotos zeugen vom Grauen

Das Leid der Zwangsarbeiter



Tausende Zwangsarbeiter wurden in Kölner Firmen ausgebeutet – und manche gehängt. Wie diese sechs jungen Männer bei einer öffentlichen Hinrichtung am 25. Oktober 1944 in Ehrenfeld.

Das Menschheitsverbrechen



20 000 ehemals in der Kölner Oberfinanzdirektion gelagerte Akten zeugen davon, wie die Kölner Juden systematisch um ihr Eigentum und Hab und Gut gebracht wurden. Tausende kamen im KZ ums Leben.

20000 Tote durch Luftangriffe



Der von Hitler-Deutschland entfesselte Zweite Weltkrieg führte zu 262 Luftangriffen auf die Stadt, bei denen mehr als 20 000 Zivilisten getötet wurden. Das Bild zeigt den Hochbunker im Niehler Hafen. Foto: Fouad

Die Folter-Schergen der Gestapo



Terror durch die Geheime Staatspolizei: Josef Hoegen aus Troisdorf (1973) war einer der berüchtigtsten Gestapo-Beamten in der Zentrale am Appellhofplatz, dem heutigen EL-DE-Haus. 1949 zu neun Jahren Haft verurteilt.

Montag: „Herr Franz hat alles verbrannt“ – Grohés Flucht

Ehemaliger Nazi-Führer zieht nach Köln-Brück

Das zweite Leben des Josef Grohé



In dieser Straße in Brück lebt Ex-Gauleiter Grohé bis 1987. Fotos: Patric Fouad



EXPRESS-Serie: Teil 11

Von AYHAN DEMIRCI

Köln – Das Köln der Nachkriegsjahre: Nicht nur die Trümmerlandschaft ist bizarr. Das Leben muss weitergehen. Und wie es das tut. Manche Geschichten, die sich nun zutragen, können so vielleicht nur in Köln geschrieben werden.

Konrad Adenauer, der von Gauleiter Josef Grohé 1933 mit Schimpf und Schande aus dem Rathaus vertrieben wurde, Verleumdungen und Lagerhaft ertragen hat, wird am 4. Mai 1945 wieder als Oberbürgermeister eingesetzt. Nach einem Zerwürfnis mit den britischen Besatzern verliert Adenauer sein Amt wieder. Auf ihn warten größere Aufgaben. Der Kölner wird am 15. September 1949 zum ersten deutschen Bundeskanzler gewählt. Zum Staatsmann. Er ist der Geachtete.

Josef Grohé ist jetzt der Geächtete. Die Lebensläufe haben sich verkehrt. Aber auch der ehemalige Hitler-Gefährte und Gauleiter findet seinen Platz in der Stadt. Nach der Miet-Episode in Ehrenfeld ziehen die Grohés Anfang der 50er Jahre nach Köln-Brück.



Willy Landsberg erzählt vom Leben Grohés im Stadtteil Brück.

Das Klausenberg-Viertel, das in den 30er Jahren entstand, ist renommierter und diskret. Die A4 ist nicht weit, aber das Singen der Vögel herrscht vor. Hier im Oberdorf, das sich traditionell vom Brücker Unterdorf abhebt, wohnen Unternehmer und Museumsdirektoren, Chefredakteure, Notare und Dezenten. Und nun der Gauleiter. Das Haus an der Biegung der Lindlarer Straße ist eines der schlichteren.

Der Heimatforscher Willy Landsberg (79) erzählt, dass Grohé stets alle Leute freundlich begrüßt, ansonsten aber zurückgezogen gelebt habe. Einige sind durchaus angetan von der Prominenz des Ex-Nazi-Führers, andere stören sich an dem Zugezogenen. Eine Anekdote handelt von Grohé und seinem Nachbarn Christian Schaeben, Mitglied des Dominikaner-Ordens und der Brücker CDU. Als einmal reger Handwerker-Betrieb bei Grohé herrscht, geht Schaeben auf den am Gartentor stehenden Hausherrn zu und sagt: „Pass auf, da kommt gleich ein Tapezierer, der hat einen Schnäuzer.“

Der wohl bedeutendste Kölner Schriftsteller der Gegenwart, der Georg-Büchner-Preisträger Jürgen Becker (82), zieht 1968 in das Klausenberg-Viertel. Er erzählt EXPRESS von seiner Schwägerin Ragna Bohne (73), die zu dieser Zeit als Geschichtsstudentin an

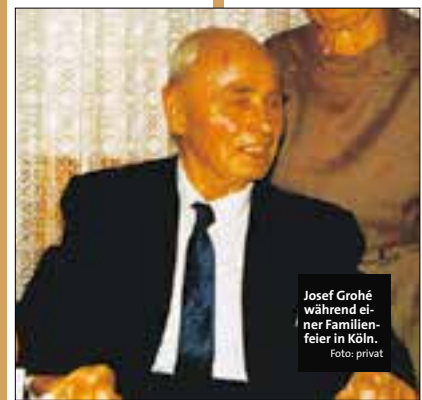
ihrer Dissertation arbeitet und eine interessante Entdeckung macht. Alt-Nazis treffen sich regelmäßig in einer Waldkneipe im Frankenforst. Ragna Bohne bekommt über die Männer einen Kontakt zu Grohé. Die Studentin und der ehemalige Gefährte Adolf Hitlers treffen sich in Grohés Wohnung, ein Spaziergang durch das Viertel schließt sich an.

Ragna Bohne erinnert sich: „Er hat die Verbrechen der Nazi-Zeit verniedlicht und verharmlost.“ In seinem Viertel sei Grohé damals „ganz normal behaftet gewesen“. Sie erfährt, dass Grohé als ehemaliger Staatsbeamter eine stattliche Pension erhält, und das bereits seit den ersten Nachkriegsjahren.

Grohé, heißt es einschlägig, betätigt sich zudem ab 1950 als freier Kaufmann und Vertreter für Werbe-, Werkzeug- und Spielwarenartikel. Er hat funktionierende Kontakte. In seinen persönlichen, Ende der 70er Jahre aufgezeichneten Erinnerungen schreibt Grohé, wie ihn der belgische Nazi Jef Van de Wiele (†1979) einmal in Köln besucht: „Obwohl er sechs Fremdsprachen perfekt beherrsche,



Grohés Widersacher Konrad Adenauer (l.) 1945 am zerstörten Kölner Rathaus. Foto: Historisches Archiv der Stadt Köln



Josef Grohé während einer Familienfeier in Köln. Foto: privat

wollte ihn kein deutscher Verlag als Lektor beschäftigen. Ich konnte ihn in Köln bei einer großen Exportfirma unterbringen.“

1983 empfängt Grohé den Historiker Max-Leo Schwing (90) zum Interview – die Ironie der Geschichte: Schwing, dessen Vater von den Nazis verfolgt wurde, lebte mit seinen Eltern nach dem Krieg bis 1960 in Grohés ehemaliger Gauleiter-Villa in Braunsfeld. Das Haus war der Familie von der Stadt zugewiesen worden. Über das Treffen schreibt Schwing später: „Auch noch so geschicktes Fragen traf nur auf einen (...) Ewiggestrigen, Unverbesserlichen. Der Mann uns gegenüber, gedankenlos in Joachim C. Fests „Hitler“ blättern, war sicherlich

kein Tückischer, der nochmals auf die Barrikaden gestiegen wäre (...). Er hatte seinen Part absolviert und damit basta.“

Im Sommer 1986 schließlich ist es der Euskirchener Historiker Hans-Dieter Arntz (74), der als letzter Forscher den Zeitzeugen in seiner Wohnung in Brück trifft. Eine alte Nazi-Gefährtin Grohés aus der Eifel ist dabei. Arntz erlebt ihn daher eher am Rande – und zeitweise grotesk: „Als das Gespräch auf Adenauer kam, erinnerte sich Grohé genau daran, was für eine angeblich hässliche Kravatte der am Tag seiner Absetzung getragen habe.“

Das zweite Leben des Kölner Gauleiters Josef Grohé endet im Jahr darauf. Er wird 85 Jahre alt.



Das Grab des Ehepaares Grohé auf Melaten. Tochter Alwine starb im Alter von einem Jahr. Foto: Carsten Rust

NS-Forscher beobachten das Begräbnis auf Melaten

Josef Grohé stirbt am 27. Dezember 1987. In der Traueranzeige sind alle seine Kinder, drei Töchter und ein Sohn, aufgeführt. Er wird neben seiner 1978 verstorbenen Frau Hanny auf Melaten beigesetzt.

Die Beerdigung wird von zwei Mitarbeitern des 1979 gegründeten NS-Dokumenta-

tionszentrums diskret beobachtet. Einer ist der heutige Leiter des Forschungsinstituts, Dr. Werner Jung.

Es kommt an diesem Morgen zu keinem Aufmarsch alter Nazi-Kameraden, lediglich Variationen des Deutschland-Liedes werden gespielt.

In den folgenden Jahren er-

scheinen am Todestag fünf, sechs Leute mit Fackeln am Grab.

Grohé hat einen prominenten Platz auf dem Friedhof. Wenige Meter entfernt findet der ehemalige Präsident des Deutschen Künstlerbundes und berühmte Erbauer von Kirchenfenstern, Georg Meis-

termann (1911-1990), seine letzte Ruhe. Als sein religiöses Testament und Krönung seines Lebenswerks bezeichnete Meistermann die Neugestaltung der im Zweiten Weltkrieg zerstörten Kirche St. Gereon.

Grohé, der Anti-Kleriker, hatte an Gott nicht geglaubt. Hitler blieb sein Idol bis zum Tod.

ENDE

Nirgendwo hat der Krieg so gewütet wie hier

Nirgendwo hat der zweite Weltkrieg derart gewütet wie in der Region zwischen Oder und Berlin. Die Redaktion will über die Ereignisse nicht nur historisierend berichten. Sie spürt die letzten, in diesem Gebiet lebenden Zeitzeugen auf und lässt sie zu Wort kommen.

Wer ums Überleben kämpft, muss schnell erwachsen werden

Mit 18 ist man heute damit befasst, seinen Führerschein zu machen, das Glück und den Schmerz der ersten Liebe zu verarbeiten, eine Berufsausbildung zu beenden oder ein Studium zu beginnen. Mit 18 darf man sich heute auch ein bisschen Zeit zur Selbstfindung nehmen. Als Ruth Schwetschke in dem Alter ist, muss sie Mutter sein für vier Kinder, ein Schlachtfeld aufräumen und verfaulte Soldaten verscharren. Zur Selbstfindung hat ihr niemand Zeit geschenkt. Wer in Trümmern ums Überleben kämpft, muss sehr schnell erwachsen werden ...

So beginnt einer der Beiträge unserer Serie, mit der die Märkische Oderzeitung im vergangenen Jahr an das Ende des Krieges vor 70 Jahren erinnerte. Auf keinem Gebiet der heutigen Bundesrepublik hat der Zweite Weltkrieg derart gewütet wie in der Region zwischen der Oder und Berlin, wo heute die Märkische Oderzeitung erscheint.

Wir haben angesichts des Jubiläums nicht nur historisierend darüber berichten wollen. Wir wollten die letzten, in unserem Gebiet lebenden Zeitzeugen zu Wort kommen lassen, um von ihnen zu erfahren, wie sie diese Zeit erlebt haben. Im Januar 2015 starteten wir in unserer

Zeitung einen Aufruf und baten ältere Leser, uns ihre Erinnerungen zu schildern. Ich war verantwortlich für dieses Projekt, mit dem wir Schleusen öffneten. Es haben sich Dutzende Leser gemeldet, als hätten sie nur darauf gewartet, endlich ihre Geschichte zu erzählen.

Wir trafen uns mit vielen Zeitzeugen, schrieben über sie und ihre ergreifenden Schicksale. Begonnen haben wir die Serie Ende Januar 2015 mit einer Panoramaseite in unserem Wochenend-Journal, auf der mit großer Karte, Fotos und Text dargestellt ist, wie sich die Front vor 70 Jahren an der Oder aufbaute und dort ein Vierteljahr stand. Parallel dazu entwickelten die Online-Kollegen ein multimediales Internetprojekt mit Stimmen von Zeitzeugen, Fotos und Filmen, die sich auf die lokalen Ereignisse bezogen.

Wir brachten dann jedes Wochenende einen großen Beitrag über einen Zeitzeugen. Ich schrieb zum Beispiel über einen Mann, der die monatelange Belagerung von Küstrin als Soldat miterleben musste und im Schützengraben seinen 18. Geburtstag feierte. Ich traf eine Frau, die mir erzählte, worüber sie noch nicht einmal mit ihrer Tochter gesprochen hat: Wie sie von ihrer Mutter an russische

Soldaten ausgeliefert und von Dutzenden von ihnen vergewaltigt wurde. Sie wollte, dass wir ihre Geschichte öffentlich machen – selbstverständlich anonym. Sie sagte, über das Schicksal der vergewaltigten Frauen sei viel zu lange geschwiegen worden. Wir schrieben über Menschen, die sich als Kinder von Ostpreußen bis nach Brandenburg durchgeschlagen haben und noch immer hier leben.

Jede Lokalredaktion hat für ihren Bereich Schwerpunkte gesetzt. Wir haben außerdem bestimmte historische Ereignisse der letzten Kriegswochen, die in unserer Region eine wichtige Rolle spielten, in unsere Serie „70 Jahre Kriegsende“ aufgenommen. Etwa die Schlacht um die Seelower Höhen, mit der der Sturm auf Berlin begann. Wir verknüpften das Lokale dabei mit den neuesten Ergebnissen der historischen Forschung.

Diese Serie fand aber nicht nur in unserer Zeitung statt, wir nahmen mit Antenne Brandenburg, dem größten öffentlich-rechtlichen Radiosender in Brandenburg, regelmäßig gemeinsame Sendungen zu unserer Serie auf. Unsere Online-Kollegen haben ein Portal eingerichtet, auf dem sie die historischen Ereignisse und

Noch Fragen?

Uwe Stiehler, Redakteur, Telefon: 0335/5530-569, E-Mail: ustiehler@moz.de

Brandenburger Blätter



Historie | Kultur | Natur | Gegenwart

Nr. 241
8. Mai 2015



Zertrümmertes Leben

Flucht aus Danzig: Vor 70 Jahren wurde die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht unterzeichnet, nachdem der von den Nazis entfesselte Weltkrieg nach Deutschland zurückgekehrt war. Dieser Krieg hatte Millionen zu Flüchtlingen und Vertriebenen gemacht, und er stürzte Deutschland in ein Chaos, unter dem vor allem Frauen und Kinder zu leiden hatten. In diesem Heft erinnern sich Zeitzeugen an den Zusammenbruch und den Neubeginn vor 70 Jahren.

Foto: dpa/NDR

die Erlebnisberichte aufwendig visualisierten.

Am 8. Mai, dem Tag der Befreiung, erschien zu unserer Tageszeitung eine Ausgabe der „Brandenburger Blätter“, in der wir ausschließlich Erinnerungsberichte – also nur die O-Töne – noch lebender

Zeitzeugen veröffentlicht haben, die sie uns geschrieben hatten. Die „Brandenburger Blätter“, deren verantwortlicher Redakteur ich bin, liegen sechs Mal im Jahr unseren Tageszeitungen bei und befassen sich sonst mit brandenburgischer Kultur und Geschichte, es ist eine Art Feuilletonbeilage. Am 8. Mai 2015 sind

wir mit diesem Heft vom bisherigen Programm abgewichen, um unseren Lesern ein besonderes Konvolut in die Hand zu geben. Die Resonanz darauf war überwältigend.

Uwe Stiehler

Hartnäckige Mutterschwester

Vier Tage nach Kriegsende kehrt Ruth Schwetschke ins Oderbruch zurück. Auf sich allein gestellt und fast selbst noch ein Kind, muss sie dort eine Großfamilie durchbringen / Von Uwe Stieher

Mit 18 ist man heute damit befasst, seinen Führerschein zu machen, das Glück und den Schmerz der ersten Liebe zu verarbeiten, eine Berufsausbildung zu beenden oder ein Studium zu beginnen. Mit 18 darf man sich heute auch ein bisschen Zeit zur Selbstfindung nehmen. Als Ruth Schwetschke in dem Alter ist, muss sie Mutter sein für vier Kinder, ein Schlachtfeld aufräumen und verfaulte Soldaten verscharren. Zur Selbstfindung hat ihr niemand Zeit geschenkt. Wer in Trümmern ums Überleben kämpft, muss sehr schnell erwachsen werden.

Ruth Schwetschke ist schon immer in Wollup, im Oderbruch, zu Hause. Sie wohnt heute noch in der Wohnung, in die sie mit ihren Eltern und ihren Geschwistern 1944 eingezogen ist, als ihr Vater seine Stelle als Brennmeister aufgeben muss, weil er krank wird. Er hat für das Staatsgut Wollup gearbeitet wie fast alle im Dorf. Ruth Schwetschke will aber nicht

**Im Ort herrscht Chaos –
der Gutsverwalter ist
zuerst abgehauen**

in die Landwirtschaft. Sie zieht nach Eberswalde und fängt bei der Reichsbahn an. Hin und wieder zuckt sie mit der Bahn nach Hause. Aber als sie am 31. Januar 1945 ihre Familie besuchen möchte, ist alles anders. Nachdem die ersten Soldaten der Roten Armee über die Oder gekommen sind, stockt der Zugverkehr ins Oderbruch. Als Ruth Schwetschke von ihren Kollegen hört, dass Kienitz besetzt ist, will sie das nicht glauben. Von dort nach Wollup sind es nur ein paar Kilometer.

Als sie sich am 1. Februar 1945 nach Wollup durchschlägt, herrscht Chaos im Ort. „Jeder ist um sein Leben gerannt, und die Gutsverwalter sind als Erste abgehauen.“ Alle fliehen, aber Ruth Schwetschkes Mutter, ihre kranke Tante und die vier Geschwister bleiben, auch wenn von der Oder schon Schüsse zu hören sind. Um diese Familie, deren Vater noch nicht lange tot ist, kümmert sich keiner. Deutsche Soldaten ziehen ins Dorf ein, das Mitte Februar alle Einwohner verlassen müssen. Die letzten Wolluper werden nach Müncheberg evakuiert. Was noch keiner von ihnen ahnt: Der Ort ist eine Todesfalle.

In den nächsten Wochen pendelt Ruth Schwetschke zwischen Eberswalde, dem Müncheberger Asyl und dem Häuschen in Wollup. Nur wenige Zivilisten dürfen ins Kampfgebiet. Sie hat einen Passierschein bekommen, um ab und an etwas aus der Wohnung holen zu können. Sie sieht, wie sich die Wehrmacht mit den Möbeln der Wolluper in den Bunkern einrichtet. Sie sagt, was die Leute im Ort an schönen Dingen zurückerlassen mussten, hätten die eigenen Soldaten nach und nach geklaut. „Man darf die Plünderungen nicht nur den Russen in die Schuhe schieben.“



In Wollup zu Hause: Ruth Schwetschke ist selbst dann noch in ihren Heimatort ins Oderbruch gefahren, als das Dorf schon Frontgebiet war. Sie bekam dafür – als eine von wenigen – einen entsprechenden Passierschein.
Foto: MOZ/Uwe Stieher

Als am 16. April der Angriff auf die Seelower Höhen beginnt, ist sie in Müncheberg und will morgens um halb fünf den Zug nach Eberswalde nehmen. Auf dem Bahnhof sagt man ihr, jetzt fahre nichts mehr. Vor einer Stunde habe der Großangriff auf Berlin begonnen. Sie läuft zurück, sieht im Osten die Sonne aufgehen und wie ihm Licht ihrer Strahlen die Bomben auf Müncheberg regnen. „Diesen Anblick werde ich nie vergessen.“

Links und rechts neben ihr knallt es. Sie flüchtet sich von Hauseingang zu Hauseingang zu Mutter und Geschwistern. Dann kommt der Befehl: „Alle müssen raus!“ Mutter, die kranke Tante, die vier Geschwister, eine Frau mit einem acht Tage alten Baby und eine Familie mit fünf Kindern – sie alle sollen sich in einen Luftschuttkeller retten, der vor der Stadt im Wald liegt und zu einem Arbeitsdienstlager gehört. Der Wald wird in der Nacht mit Phosphor in Brand geschossen. Der Rauch zieht in den Bunker, den alle in Todesangst verlassen. „Wir sind gerannt, gerannt“, sagt Ruth Schwetschke. Am Morgen erreichen sie das bei Müncheberg gelegene Hoppegarten.

Dort lassen sie ihre Koffer stehen und nehmen nur Essen und Bettzeug mit. Die Wehrmacht führt sie an der heutigen B1 ins nächste Dorf, nach Lichtenow. Werden sie von Tieffliegern be-

schossen, werfen sich die Erwachsenen schützend über die Babys. In Lichtenow bekommen die Flüchtlinge eine Villa zugewiesen, deren Besitzer bereits getürmt ist. Dort hören sie am 19. April, am Vorabend von Hitlers Geburtstag, Josef Goebbels vom Sieg faseln. „Wir dachten beinahe, das könnte stimmen. Man war so gutgläubig.“



Im Hinterkopf hocken natürlich Zweifel, denn die Gesamtsituation sieht nicht nach deutschem Endsieg aus. Zwei Tage später fährt ein Auto durch die Straßen und fordert die Leute auf, weiße Laken aus den Fenstern zu hängen.

Dann sind die Russen da. Sie durchsuchen die Häuser nach Soldaten und Männern, die Faschisten sein könnten, finden vor allem Frauen und Kinder – und verteilen erst mal Brot. Zu Ruth Schwetschke und ihrer Schwester verhalten sie sich anständig. Die Mädchen haben trotz dem Angst und verstecken sich

nachts. Am 8. Mai lädt der Kommandant sie zur Siegesfeier ein und ist am nächsten Morgen stink-sauer, weil sie sich nachts aus dem Trupp betrunken, tanzender Soldaten fortgeschlichen haben. „Er hat sich wohl große Sorgen gemacht. Er meinte, bei ihm wäre uns nichts passiert.“


Der Kommandant hat offenbar ein Herz für diese Familie und gibt ihr einen Passierschein, mit dem sie sofort nach Wollup zurückkehren kann. Am 12. Mai, der Friede ist gerade vier Tage alt, stehen sie wieder vor ihrem Haus. Der Flieder blüht, als hätte er vieles gutzumachen. „Der ganze Ort duftete danach.“ Dabei ist er genauso zerschunden wie das ganze Bruch. Viele Höfe sind kaputt, die Felder vermint und von Laufgräben durchzogen. „Überall standen Panzer und Geschütze.“ Und so ganz friedlich ist die Stimmung auch noch nicht. Polen ziehen plündernd durchs Dorf, werden aber von den dort stationierten Russen zurückgehalten.

Sie setzen einen Bürgermeister ein, und der gibt Ruth Schwetschke Arbeit: Sie muss die toten Soldaten und Tierkadaver begraben. Die Leichen sind verwesend, von Maden zerfressen und fallen auseinander, wenn man sie anhebt. „Also haben wir einen Strick um einen Fuß gebunden und sie in die Bombentrichter oder Schützengräben gezogen“, sagt die 87-Jährige. Wenn Arme oder Köpfe abfallen, werden

sie mit einem Spaten hinterhergeworfen. Der Gestank sei entsetzlich gewesen. Sie sagt: „Auch diesen Gestank vergisst man nicht.“ Wer Stiefel braucht, zieht sie den Leichen von den Füßen, schüttelt die Knochen raus und spült mit heißem Sodawasser nach.

Auf dem Gut findet die Familie ein paar Kartoffeln, Getreide, Raps – und Brennnesseln. Im Dreck der Nachkriegswochen erkrankt die Mutter – wie viele in dieser Zeit – an Typhus. Sie stirbt im Herbst ’45, ein halbes Jahr später die Tante. Ruth Schwetschke, die im August 1945 18 geworden ist, steht ihr ihren vier Geschwistern – zwei Brüder, zwei Schwestern – alleine da. Der Jüngste ist gerade drei. Sie ist ihnen nun Mutter – alleine da. Der Jüngste ist gerade drei. Sie ist ihnen nun Mutter – alleine da. Der Jüngste ist gerade drei. Sie ist ihnen nun Mutter – alleine da. Der Jüngste ist gerade drei. Sie ist ihnen nun Mutter – alleine da.

Eine Freundin, sagt sie, habe ihr zum Beispiel beim Holzmachen geholfen, und dass es aber oft zum Verzweifeln war, weil es nichts gab. Ihr einziges Kapital ist ihre Hartnäckigkeit gewesen. „Man musste eben Zähne zeigen, um durchzukommen.“

 Mehr zu diesem Thema: www.moz.de/1945

„Ich hatte keine Jugend“

Mit 15 wird Georg Strauss Flakhelfer, mit 16 muss er zum Arbeitsdienst, und mit 17 wird er Soldat. Er hat den dreimonatigen Kampf um Küstrin vom Anfang bis zum Ende miterlebt / Von Uwe Stiehler

Jedes Jahr um diese Zeit kommen die Erinnerungen wieder, sagt Georg Strauss. Er als Soldat im Zug nach Küstrin, sein 18. Geburtstag, den er im Februar 1945 im Schützengraben feiert. Der Stellungskrieg um die Stadt. Der Abschnitt, den seine Einheit halten soll. Das Gesicht seines Kompaniechefs. Der finale Sturmangriff der Roten Armee auf die Festung. Wie Fotografien sind die Bilder von damals in sein Gedächtnis eingepflanzt. Georg Strauss hat die Belagerung der zur Festung erklärten Stadt Küstrin vom Anfang bis zum Ende mitgemacht. Er ist einer der wenigen, die diese Kämpfe, die sich ein Vierteljahr hinziehen, überlebt. Und vielleicht ist er der Letzte, der davon noch erzählen kann.

Georg Strauss lebt heute in Woltersdorf (Oder-Spree), ist gerade 89 geworden und in Berlin aufgewachsen. Er sagt, er sei der „typische Jahrgang 27“. „Uns hat man noch die ganze Hitler-Ideologie eingepaukt. Und wir waren die Letzten, die als Soldaten eingezogen wurden.“

Im Frühjahr 1945 werden sie an der Oder verheizt, im Kessel von Halbe und während des Endkampfes um Berlin. In Halbe liegen auch Jungs, mit denen er zur Schule gegangen ist. Warum haben sie sich für einen verlorenen Krieges umbringen lassen? „Das war eben die Zeit und die Erziehung“, sagt Strauss.

Die Erziehung zum Soldatsein beginnt früh. Erst Wehrlager, dann die Ausbildung zum Luftwaffenflakhelfer. Strauss ist 15, als seine Klasse den Flakstellungen von Zeuthen und Schönefeld zugeweiht wird, die die alliierten Bomber abwehren sollen. Für die Jungs riecht das nach Abenteuer. Angst hat Strauss nicht. Obwohl einige dieser Kindersoldaten ihren Einsatz mit dem Leben bezahlen.

Mit 16 wird Strauss zum Reichsarbeitsdienst nach Litauen abkommandiert. Für die Verteidigung Ostpreußens schaufelt er dort Schützengräben. Während der Wühler greifen schon sowjetische Tiefflieger an. „Auf Fahrrädern sind wir vor den ersten russischen Panzern geflüchtet.“ Mit den Entlassungspapieren des Arbeitsdienstes bekommt er die Einberufung zum Panzergrenadierersatzbataillon 50, das in Küstrin

stationiert ist. Zwischen Küstrin und der Front liegen in diesem Sommer 1944 noch mehrere Hundert Kilometer. Küstrin, das fühlt sich erst mal nicht bedrohlich an.

Flakhelfer, Arbeitsdienst, Wehrmacht – dann Gefangenschaft, das ist die Jugend von Georg Strauss. Als der Publizist Matthias von Hellfeld Mitte der 80er-Jahre zum ersten Mal eine Dokumentensammlung über die Jahrgänge 1926 bis 1930 veröffentlicht, nennt er die Männer im Alter von Georg Strauss „die betrogene Generation“. Strauss schimpft auf Hitler, der ihm die besten Jahre des Lebens geraubt habe. „Ich hatte keine Jugend.“

Als er in die Stülpnagel-Kaserne von Küstrin einrückt, ist er einer der jüngsten dort. Ein Rekrut von gerade 17 Jahren. Er erinnert sich,

wie die Neuen jeden Tag antreten müssen, weil für alles Mögliche Freiwillige gesucht werden. Er fragt seinen Vater, mit welchen Talenten er sich hervortun könnte, und der schärft ihm ein: „Junge, du bist doof wie Bohnenstroh. Du meldest Dich für nichts!“

Im September 44 besuchen ihn seine Eltern in Küstrin. Das ist für fünf Jahre das letzte Mal, dass sie sich sehen. Sie lassen noch ein Foto machen. Das Bild – ein blonder Bubi, der sich als Soldat verkleidet hat – hütet Strauss im Familienalbum. Vielleicht liegt es an seiner Unschuldsmiene, dass er bei seiner Grundausbildung in Jütland von einem Dänen angesprochen wird, der ihm helfen will zu desertieren. Strauss zögert. Und über dieses Zögern denkt er bis heute nach. Aber abhauen, sagt er, sei lebensgefährlich gewesen. Selbst in Dänemark, wo der Krieg nicht zu spüren ist, haben die deutschen Besatzer Deserteure erschossen oder aufgehängt.

Um die Jahreswende 44/45 muss er nach Küstrin zurück. Drei Wochen später steht die Rote Armee vor der Stadt. Noch sind die Deutschen zuversichtlich. Mit schwerer Artillerie beschießen sie von der Festung aus die Oder-Brückenköpfe der Roten Armee. Deutsche Stukas bombardieren die russischen Behelfsbrücken. „Da haben wir gebuhelt“, sagt Strauss. Aber dann wird es enger und enger für die Stadt. Die Moral brö-



Milchgesicht in Uniform: Georg Strauss, der heute in Woltersdorf lebt, mit dem einzigen Foto, das ihn als Soldat zeigt. Aufgenommen im September 1944 in Küstrin. Da war er 17. Foto: MOZ/Uwe Stiehler

kelt. „Die gestandenen Soldaten hatten die Schnauze voll vom Krieg. Aber ich, ich hatte ja keine Ahnung.“ Strauss ist Melder, flitzt zwischen den vordersten Linien und dem Stab hin und her. „Ich hatte nicht mal ein Gewehr dabei.“ Das ist ihm zu viel Ballast auf seinen Meldegängen. Man soll wissen, dass er nie auf jemanden geschossen hat. Das ist ihm wichtig.

Er beobachtet, wie sich nach Wochen des aussichtslosen Kampfes Generalstabschef Heinz Guderian mit seinem Panzergefolge über die Eisenbahnbrücke von Küstrin absetzt – und danach die Brücke sprengen lässt. Die Männer in der Festung sitzen in der Falle. „Trotzdem war ich mir sicher, dass ich das überlebe. Irgendwie.“

Dann Ende März der Großangriff. Strauss schleppt seinen nachblinden Kompaniechef in einen Unterstand, den sie Wochen vorher ausgebaut haben. Der Bunker hält dem zweistündigen Trommelfeuers stand. Als das vorbei ist, rennen sie in ihre Kaserne zurück, wo sich die letzten Verbände in die Kasematten verkriechen. Die

russischen Panzer schießen in die Keller. Die Wucht der Granaten in den engen Räumen ist fürchterlich. „Den Männern wurden Arme, Beine, Köpfe abgerissen.“ Dort unten jagt sich sein Kompaniechef eine Kugel in den Kopf.

Strauss irrt nun allein durch die Gänge. Dann winkt ihm ein Russe durch ein Loch in der Mauer zu, sagt, er solle rauskommen und hinter die Kaserne laufen. Da sei für ihn der Krieg zu Ende. Strauss muss den Kopf einziehen, weil die SS auf jeden Deutschen schießt, der nicht mehr kämpfen will. Als er den Sammelplatz erreicht, sieht er ein Dutzend Reiter zu den Gefangenen traben. „Einer saß auf einem glänzend weißen Pferd. Das war Schukow.“ Der Marschall hält eine kurze Ansprache. „Ein beeindruckender Mann“, sagt Strauss.

Er hat das Inferno von Küstrin überlebt. Nun folgt die Hölle von Sibirien. Die Straflager, das Leben in überdachten Erdlöchern, wo sich die Kriegsgefangenen auf dreistöckigen Pritschen drängen, wie man das von Auschwitz-Birkenau kennt. Ungezieferei in Mas-

sen. Minus 57 Grad im Winter. Wer nicht aufpasst, dem frieren sofort Nase und Ohren ab. Es gibt kaum zu essen. Jeder beklaugt jeden. Die Männer sind wie Tiere. „Für ein Stück Brot haben sie sich umgebracht.“ Strauss verhungert nicht, weil er den Pferden Hafer klaut. In diesem Elend, sagt Strauss, sei er zum Antifaschisten geworden.

1949 darf er nach Deutschland zurück. Seine Eltern, die bis dahin nicht mal wissen, ob er den Krieg überlebt hat, hören im Radio von der Ankunft eines neuen Heimkehrer-Transports. Ihr Sohn steht mit auf der Liste, sein Name wird im Radio genannt. Auf dem Bahnsteig laufen sie mehr als einmal an ihm vorbei. Sie erkennen ihn nicht mehr. Wieder Zivilist, trifft Strauss alte Schulfreunde, den das Soldatsein erspart geblieben ist. Gehen sie mit ihm aus, sitzt er wie ein Stein zwischen ihnen und schweigt. „Ich konnte nicht erzählen, was ich erlebt habe. Sie hätten es mir nicht geglaubt.“

Mehr zu diesem Thema: www.moz.de/1945

70 JAHRE
KRIEGSENDE



MOZ-SERIE



Ein Trümmerfeld: Nach dem Ende der Belagerung war das alte Küstrin fast völlig zerstört. Foto: Gedenkstätte Seelower Höhen

Das Kriegsende im Liveticker

Wie fühlt es sich an, wenn dein Viertel nur noch aus Trümmern besteht?

Die Redakteure entscheiden, über die Ereignisse von vor 70 Jahren so zu berichten, als wenn alles gerade in diesem Moment passieren würde, also so wie heute Nachrichten Großereignisse begleiten – in Form eines Live-Tickers.

Beim Kriegsende 1945 war die Dortmunder Innenstadt zu mehr als 90 Prozent zerstört. Das historische Stadtbild war nahezu verschwunden. Doch wie berichtet man über dieses außergewöhnliche Jubiläum? 70 Jahre danach sind alle interessanten Geschichten darüber schon mehr als einmal erzählt worden, mehr noch: Die Voraussetzungen für die Berichterstattung werden von Jahr zu Jahr schlechter. Das Kriegsende 1945 verschwindet langsam aus dem kollektiven Gedächtnis. Die Zeitzeugen sterben. Rund 500.000 der über 590.000 in Dortmund lebenden Menschen waren 1945 noch nicht einmal geboren. Warum sollte es für diese halbe Million Dortmunder überhaupt noch von Interesse sein?

Wir – Oliver Volmerich und Thomas Thiel, Redakteure in der Lokalredaktion Dortmund der Ruhr Nachrichten – wollten das Kriegsende aus dem immer dichter werdenden Nebel der Historisierung herausholen und so direkt wie möglich mit der Lebenswelt unserer Leser verknüpfen: Wie fühlt es sich an, wenn plötzlich Artillerie in deinem Vorgarten steht? Wenn alliierte Panzer de-

ne Einkaufsstraße entlang rollen? Dein Viertel nur noch aus Trümmern besteht?

Wir entschieden uns, über das Geschehen von vor 70 Jahren so zu berichten, als wenn es gerade in diesem Moment passieren würde – und so, wie wir heute Nachrichten-Großlagen begleiten: in Form eines Livetickers.

Dabei wurden wir inspiriert durch Projekte von Kollegen: Spiegel Online etwa hatte 2011 den Bau der Berliner Mauer 1961 als Liveticker nacherzählt, die Heilbronner Stimme die Bombardierung Heilbronnns 1944 70 Jahre später per WhatsApp per Push-Funktion auf die Smartphones ihrer Leser gebracht. Und auf Twitter begleitete @1914tweets ab August 2014 die ersten Monate des Ersten Weltkriegs, als würden sie gerade passieren.

Die Befreiung Dortmunds zog sich über eine Woche hin, vom 6. bis zum 13. April 1945. Die Alliierten nahmen Stadtteil für Stadtteil ein, es gab Kämpfe, Gegenangriffe und letzte Kriegsverbrechen. Außerdem wollten wir über die „Stunde

Null“ berichten, über den Neubeginn. Plötzlich waren etwa Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene frei. Da gab es Stunden der Anarchie und der Plünderungen. Insgesamt brauchten wir also Material für neun Tage Liveticker.

Dafür wertete Oliver Volmerich zahlreiche Zeitzeugenberichte aus, Tagebucheinträge und natürlich offizielle Berichte, etwa der Wehrmacht oder der amerikanischen und später britischen Armee. Viele Dokumente zu dieser Zeit finden sich im Dortmunder Stadtarchiv – einige sind auch schon für Buchprojekte ausgewertet worden. Oliver selbst hat bereits ein Buch über das Kriegsende in Dortmund geschrieben.

So entstand ein Drehbuch. Oft wusste Oliver ziemlich präzise, wann sich ein Ereignis zugetragen hatte. In einigen Fällen wieder waren die Quellen nicht so genau. Da heißt es dann etwa: Am Nachmittag wurde Mengede eingenommen. Eine Vielzahl an Quellen stellte aber sicher, dass Oliver so nah wie möglich an diese historischen Stunden herankam.

Noch Fragen?

Thomas Thiel, Redakteur, Telefon: 0231/90594836, E-Mail: thomas.thiel@ruhrnachrichten.de

Oliver Volmerich, Redakteur, Telefon: 0231/90594836, E-Mail: oliver.volmerich@ruhrnachrichten.de

Doch ein moderner Liveticker lebt nicht nur vom Text. Thomas Thiel kümmerte sich um die multimediale Aufbereitung und Organisation des Livetickers. Er durchforstete – zusammen mit Oliver – Bildarchive, um zeitgenössische Fotos vom Kampf um Dortmund zu bekommen, baute interaktive Karten, die für jeden Tag den ungefähren Frontverlauf zeigten. Thomas sichtete altes Videomaterial mit Zeitzeugen-Interviews und ließ Moderatoren des Dortmunder Lokalradios 91.2 Tagebucheinträge als Audio einsprechen.

Wir starteten am 6. April auf RuhrNachrichten.de mit unserem Liveticker.

Am Tag zuvor – einem Sonntag – hatten wir in unserer digitalen Sonntagszeitung ausführlich über unser Projekt berichtet.

Bis zur vollständigen Befreiung Dortmunds am 13. April hatten wir jeden Tag eine kleine Zusammenfassung des Tages vor 70 Jahren in unserer Printausgabe und verwiesen auf unseren Liveticker.

Wir arbeiteten wie bei einem „richtigen“ Liveticker: Wir veröffentlichten – anhand des Drehbuchs – die Ereignisse vor 70 Jahren so genau wie möglich zu den Zeiten, in denen sie passiert waren, wir passten den Teaser und die Überschrift der sich verändernden Nachrichtenlage an, tauschten die Titelbilder aus. Über den Account @RN_Kriegsende verbreiteten wir die „aktuellen“ Entwicklungen im Dortmund von 1945 über Twitter. Wir schickten Reporter an die Schauplätze, an denen 70 Jahre zuvor gerade gekämpft wurde und redeten mit Zeit-

zeugen darüber, was sie erlebt hatten. Und das neun Tage lang.

Was uns etwas überraschte, war die Reaktion der Leser, die unseren Liveticker im Internet nicht verfolgen konnten, von Mitglieder der Generation 70+, die kein Internet haben. Immer wieder kamen Anrufe von Lesern, die die kleine Zusammenfassung im Print gelesen hatten und nun wissen wollten, was genau an dem Tag passiert war, oder die ihre eigenen Erinnerungen erzählten – die wir wiederum in den Ticker einfließen ließen. Wir wissen von mindestens einer Leserin, die ihren Sohn beauftragt hat, jeden Tag den Ticker auszudrucken und ihr vorbei zu bringen.

*Thomas Thiel
Oliver Volmerich*



Mai bis November 1944:

Vier schwere Angriffswellen jeweils mit hunderten Flugzeugen treffen Dortmund. Hauptbahnhof, Reinoldi- und Propsteikirche, das alte Rathaus - in der Innenstadt bleibt kaum ein wichtiges Gebäude intakt.

12. März 1945:

Der letzte Großangriff auf Dortmund – erstmalig mit über 1000 Bombern. Die Innenstadt ist vollkommen verwüstet, die Behörden erklären das Gebiet zwischen den Wällen für unbewohnbar.

7. März bis 12. April 1945:

Im Rombergpark und in der Bittermark werden etwa 280 Gegner der Nationalsozialisten und Zwangsarbeiter ermordet.

6. bis 13. April 1945:

Amerikanische Truppen nehmen das Stadtgebiet komplett ein.



Nicht am 8. Mai 1945, sondern schon Mitte April war in Dortmund der Zweite Weltkrieg zu Ende. Am 1. April 1945 war der sogenannte Ruhrkessel geschlossen worden, hatten US-Truppen im Nordwesten vom Niederrhein kommend und aus Richtung Sauerland im Süden das Ruhrgebiet in der Zange. Immerhin eine Woche dauerte dann die Einnahme von Dortmund, am 13. April erreichten die US-Truppen das Stadtzentrum. Genau 70 Jahre danach dokumentieren wir, wie die Stadt befreit wurde.

Kriegsende in Dortmund

Der lange Weg von Mengede ins Stadtzentrum

Chronik der Befreiung

6. April

Von Castrop-Rauxel aus nimmt amerikanische Artillerie Dortmund unter Beschuss. Dazu kommen Jagdbomber-Angriffe. Am Nachmittag werden vom Bahnhof in Mengede die ersten anrückenden US-Truppen gesichtet. Der Vorort wird ohne großen Widerstand eingenommen.

7. April

Wieder Luftangriffe mit Jagdbombern und Artilleriebeschuss im Nordwesten der Stadt. Viele Dortmunder verschanzten sich in Bunkern und Kellern. In Derne drängen deutsche Flakmänner die aus Richtung Lünen anrückenden US-Truppen zunächst mit Erfolg zurück. Am Nachmittag rücken Einheiten des 290. Regiments der 75. US-Infanteriedivision in Kirchlinde ein – „praktisch ohne Widerstand“, heißt es im Gefechtsbericht der Truppe. Später folgt Marten. „In der Nacht begann ein Trommelfeuer der amerikanischen Artillerie auf Huckarde und Dorstfeld“, erinnert sich ein Zeittzeuge.

8. April

In der Nacht sind erste US-Soldaten in Berghofen eingedrückt, am Morgen in Huckarde. In den Vororten, die eingenommen sind, werden alle Häuser vom Keller bis zum Dachboden durchsucht. Vor allem versteckte deutsche Soldaten wollen die Amerikaner aufspüren. Aber auch Fotoapparate und Radios werden beschlagnahmt. Am Nachmittag nehmen US-Truppen von Huckarde und Marten aus Lütgendortmund unter Artillerie- und Maschinengewehrbeschuss. „Wir sind Frontgebiet geworden“, hält der Lütgendortmunder Dr. W. Kötting in seinen Aufzeichnungen fest.

9. April

In Lütgendortmund entwickelt sich ein regelrechter Straßen- und Häuserkampf mit letzten deutschen Einheiten. Trotz des Vorrückens der Amerikaner geht das Morden der Gestapo weiter: Nach den Exekutionen von gut 280 Zwangsarbeitern und Widerstandskämpfern im Rombergpark und in der Bittermark rund um die Osterage werden noch am Abend des 9. April drei Widerstandskämp-

fer in Hörde erschossen.

10. April

Aus Richtung Unna und Kamen nehmen US-Truppen die nordöstlichen und östlichen Vororte Dortmunds unter Beschuss. Im Westen haben die Amerikaner neben Huckarde Netze und Westerfilde eingenommen. Am Mittag ist dann auch das Zentrum von Lütgendortmund erobert, wenig später folgen Oespel und Kley. Am Abend nehmen die Amerikaner die Innenstadt und die umgehenden Vororte weiter unter Beschuss. 22 Tote werden allein in Dorstfeld gezählt, sieben Tote in Wellingshofen.

11. April

Nach rund einer Woche Artilleriebeschuss rücken die ersten US-Soldaten von Lünen-Brambauer kommend in Brechten, dem nördlichsten Vorort der Stadt, ein. Im benachbarten Eving verhindern Bergarbeiter, dass Teile der Schachtanlagen der Zeche Minister Stein gesprengt werden. Im Osten kommen die US-Truppen über Husen, Wickede und Asseln bis Wambel voran.

12. April

Die NS-Statthalter haben den sogenannten „Befehlshaber“ an der Leipziger Straße in der südlichen Innenstadt verlassen und sich zum Großteil aus Dortmund abgesetzt. Über dem Stadtzentrum lassen die Amerikaner Flugblätter, kündigen die bevorstehende Einnahme an. US-Truppen stoßen in weitere Vororte unter anderem in Hörde, Eving, Dorstfeld und Aplerbeck vor.

In der Chronik der St. Bonifatius-Kirche nahe der B1 heißt es: „Am Abend ist unser Stadtteil voller amerikanischer Panzertruppen. Die Soldaten sehen sehr gesund aus und sind auf das Beste ausgerüstet (...). Ein Völkergemisch. Sie vergnügen sich schnell auf der Straße mit Ballspielen. Sie sind sehr ängstlich und tragen Waffen immer schussbereit mit sich. Jetzt beginnt eine jahrelang nicht gekannte Ruhe, und alles amtet doch auf.“ *Olf*



Ein US-Soldat in der Bäumerstraße in der südlichen Innenstadt. Auch Amerikaner und Briten zeigten sich vor 70 Jahren vom Ausmaß der Zerstörung durch den Bombenkrieg schockiert. BILD: NATIONAL ARCHIVES WASHINGTON/STADTARCHIV

Der Tag der Befreiung

Am 13. April 1945 endete für Dortmund mit dem Einmarsch von US-Truppen ins Stadtzentrum der Krieg

Die Befreier kamen über Nacht. Um 2 Uhr am 13. April 1945 – heute vor genau 70 Jahren – rückten amerikanische Truppen ins Dortmund ein. Krieg und NS-Herrschaft waren für die Dortmunder damit beendet.

„Als wir am Freitagmorgen, 13.4., erwachten, wussten wir gar nicht, dass sich die wichtigsten Veränderungen für uns abgespielt hatten. Gegen 9 Uhr kam dann Herr Stolze, der uns sagte, an der Reinoldikirche und am Handaplatz stünden die Amerikaner! Unsere Überraschung kann man sich denken. Wir hatten herrlich geschlafen und dabei war nachts um 2 Uhr der Feind eingerückt!“, berichtet ein Anwohner der Silberstraße in seinem Tagebuch.

Eine Woche hatten die Amerikaner für die Einnahme der Stadt gebraucht, die am 6. April in Mengede begonnen hatte. Nach und nach nahmen die US-Truppen zunächst zahlreiche Vororte ein, oft unterstützt durch Artilleriefeuer und Jagdbomber. Nur vereinzelt gab es Gegenwehr durch letzte Wehrmacht-Einheiten und den sogenannten Volksturm. An vielen Häusern signalisierten weiße Fahnen, dass die Dortmunder das Ende des Krieges herbeisehnten.

Das Herz in Trümmern

Etwa 325.000 Menschen lebten noch in der Stadt, die weitgehend nur noch aus Ruinen bestand. Das Zentrum war durch Bombenangriffe fast komplett zerstört worden. „Die einmarschierenden Soldaten der Siegesdivision erlebten ein Schauspiel vollständiger Verwüstung – das Werk von fünf Jahren Bombenkrieg durch die alliierten Luftstreitkräfte. Das Herz der Trümmern“, heißt es in einem Bericht der US-Divisions-Zeitung. „Engländer und Amerikaner, mit denen ich in der ersten Zeit zusammenkam,

waren erschüttert von den Auswirkungen des Luftkrieges. Sie erklärten, dass sie sich die Auswirkungen nicht so vorgestellt hätten“, berichtet auch Dr. Hermann Ostrop. Der frühere Zentrumspolitiker wurde vom Kommandeur der 95. US-Infanteriedivision Major John A. Reilly gleich am Mittag des 13. April zum „temporary Oberbürgermeister“ ernannt. Das blieb er auch, nachdem die Briten einen Tag später die Stadt übernommen hatten und die Militärregierung stellten. Das Stadthaus an der Olpe, in dem zumindest noch einige Räume nutzbar waren, wurde zum Hauptquartier.

Viele Plünderungen

Hauptaufgabe war es zunächst einmal, Ordnung ins Chaos zu bringen. Trotz der Präsenz der alliierten Truppen und einer rasch verhängten Ausgangssperre herrschte weitgehend Anarchie in der zerstörten Stadt. Plünderer bedienten sich in den Vororten wie in der Innenstadt in Geschäften und Lagerräumen. „Es wird geplündert bei Fischer-Hetlage, bei Finca-Fe-Restaurant, bei Holbutko und in Lagern des Südbahnhofes, sicher auch an anderen Plätzen“, notierte ein Augenzeuge in seinem Tagebuch. „Alles, aber auch alles Denkbare wird gestohlen. Viel, recht viel wird vernichtet. Man kann mildernde Umstände einem Teil der Plünderer zubilligen. Ausgebombte, die alle ordentliche Bezugsscheine hatten, sind sehr oft abgewiesen worden mit dem Bemerkten: ‚Haben wir nicht. Und wenn nun festgestellt wird, dass die Lager noch voll Waren, Stoffe, Kleider, Wäsche, Marmelade, Zucker, Hülsenfrüchte sind, kann man sich vorstellen, dass die Menschen nehmen, was gerade greifbar ist.“

Die Alliierten sagten zwar eine Bewachung der Lager zu, erinnert sich Ostrop, griffen aber nicht immer gegen die Plünderer durch. Schließlich



US-Soldaten beim Vormarsch im zerstörten Dortmund. Das Bild entstand vermutlich am Rüssebrinkgraben östlich der Innenstadt. BILD: NATIONAL ARCHIVES WASHINGTON/STADTARCHIV



Im Stadthaus, hier mit Blick aus der Betenstraße, richtete sich die Militärregierung ein. BILD: STADTARCHIV



Dr. Hermann Ostrop wurde kommissarischer Oberbürgermeister. BILD: STADTARCHIV



Ein US-Arzt betreut einen befreiten Zwangsarbeiter in Dortmund. BILD: NATIONAL ARCHIVES

waren die Kämpfe in der Stadt noch nicht ganz beendet. Deutsche Artillerie feuerte so am 13. April noch aus Hagen auf südliche Dortmund-Vororte. Am späten Nachmittag rollten dann auch in Syburg, ganz im Süden der Stadt, US-Panzer ein.

Seuchengefahr drohte

Das zivile Leben kam nur mühsam wieder in Gang. Viele Dortmunder hausten in Ruinen, Straßen waren mit Trümmern übersät. Nicht nur deshalb war es äußerst mühselig die Wasser- und Lebensmittelversorgung zumindest notdürftig sicherzustellen. Seuchengefahr drohte, weil in den Trümmern, in ausgebrannten Häusern und auch in den Baracken der Ausländerlager noch hunderte Leichen lagen, die nun bestattet werden mussten.

Schließlich musste auch die Unterbringung der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter organisiert werden. 26.000 „displaced persons“ wurden offiziell registriert. Nicht nur für sie galt, dass mit dem Tag der Befreiung Not und Elend lang noch nicht beendet waren. *Oliver Volmerich @ruhrnachrichten.de*

Historischer „Liveticker“

- Die Befreiung Dortmunds lässt sich im Internet auch multimediale erleben.
- In einem historischen „Liveticker“ und per Kurznachrichtendienst Twitter

schildern wir bis zum 15. April, wie die Dortmunder den Einmarsch der Amerikaner erleben.
www.RN.de/dortmund
Twitter: @RN_Kriegsende



x 2

TITELTHEMA Vor 70 Jahren endete der Zweite Weltkrieg in Dortmund – wir ziehen eine Bilanz und starten ein Medien-Experiment zu diesem Thema

Das Kriegsende im RN-Liveticker

Historisches Experiment startet morgen

Das Kriegsende in Dortmund vor 70 Jahren – dazu starten wir am morgigen Ostermontag ein für unsere Stadt einzigartiges Multimedia-Projekt. Verantwortlich sind die Redakteure Oliver Volmerich und Thomas Thiel. Hier beantworten sie die wichtigsten Fragen zum Projekt.

Was genau passiert auf www.RuhrNachrichten.de zum Thema Kriegsende 1945?

Wir starten am Montagmorgen einen „Live-Ticker“, der genau 70 Jahre nach den historischen Ereignissen zeigt, wie Dortmund nach und nach von den Amerikanern befreit worden ist. Und wie sich das Leben für die Dortmunder in den letzten Kriegstagen dargestellt hat. Zusätzlich werden wir wichtige Ereignisse über den Twitternamen @RN_Kriegsende senden und verlinken.

Mit den heutigen Mitteln berichten wir also über Ereignisse aus der Geschichte. Wie historisch genau ist das?

In einigen Fällen wissen wir nicht, zu welcher Uhrzeit sich ein Ereignis genau zgetragen hat. Da heißt es dann etwa: Am Nachmittag wurde die Gemeinde eingenommen. Eine Vielzahl an Quellen stellt aber sicher, dass wir so nah wie möglich an diese historischen Stunden herankommen.

Dabei gibt es natürlich nicht nur Texte, sondern auch historische Fotos und wir zeichnen auf Karten den ungefähren Frontverlauf nach.

Auf welche Quellen stützt sich der Ticker?

Uns liegen Zeitzeugenberichte vor, Tagebucheinträge und natürlich offizielle Berichte, etwa der Wehrmacht oder der amerikanischen und später britischen Armee. Viele Dokumente zu dieser Zeit finden sich im Dortmunder Stadtarchiv – einige sind auch schon für Buchprojekte ausgewertet worden.

Warum starten wir diesen historischen Ticker zum Kriegsende?

Das Ereignis hat über mehrere Tage die ganze Stadt betroffen, langsam rückten die Truppen vor. Die Befreiung zog sich bis zum 13. April hin, im Ticker beleuchten wir auch, was in den ersten Tagen nach dem Kriegsende in Dortmund passierte. Der Ticker endet dann am 15. April.

Gibt es Vorbilder für diese Art des Geschichts-Tickers?

Eine Menge: So hat zum Beispiel Spiegel Online den Berliner Mauerbau 2011 getickert und die Kollegen der „Heilbronner Stimme“ haben einen schweren Bombenangriff auf die Stadt bei WhatsApp nachgezählt. Getwittert wurde auch schon der Verlauf der Reichsprogromnacht 1938.

Wie haben die Dortmunder 1945 auf das Vorrücken der Amerikaner reagiert?

Vereinzelte gab es noch Widerstand, etwa beim dreitägigen Kampf um Lütgendortmund. Viele Dortmunder waren aber auch froh, dass der Krieg – und besonders der Bombenkrieg – ein Ende hatte. Man sah viele weiße Fahnen in den Fenstern. Und es gab weitere Nazi-Verbrechen: Während die Amerikaner schon in Berghofen waren, wurden in Hörde noch drei Widerstandskämpfer erschossen.

Wurde Dortmund denn noch von der Wehrmacht verteidigt?

Der Kessel ums Ruhrgebiet war schon geschlossen, nur Duisburg und Dortmund waren noch nicht befreit. Es gab vereinzelte Abwehrversuche und nach dem Prinzip der verbrannten Erde wurden Brücken über den Kanal und die Autobahn gesprengt. Aufhalten konnte das die Alliierten aber nicht.

Der Ticker geht über das unmittelbare Ende der Kämpfe hinaus. Warum?

Wir wollen auch zeigen, wie sich das Leben in der Stadt in den ersten Stunden und Tagen weiterentwickelt hat. Plötzlich waren etwa Zwangsarbeiter und Kriegsgefangene frei. Da gab es Stunden der Anarchie und der Plünderungen. Schnell haben die Alliierten aber reagiert und eine erste Ordnung hergestellt.

Oliver Volmerich
Thomas Thiel

Bei uns im Internet:

Historischer Ticker So endete in Dortmund vor 70 Jahren der Zweite Weltkrieg.

Fotostrecke So sah es bei Kriegsende in Dortmund aus.

Twitter Die wichtigsten Ereignisse aus Dortmund im April 1945 in 140 Zeichen.

www.RuhrNachrichten.de/dortmund
www.twitter.com/RN_Kriegsende

Regerechte Bombentepiche warfen alliierte Flieger über Dortmund ab, wie hier Flugzeuge der 8. US-Bomberflotte.

BILD: NATIONAL ARCHIVES, WASHINGTON



Schutt und Zerstörung überall: Auch auf dem Westenhellweg können sich Passanten nur mühsam einen Weg bahnen.

BILD: STADTARCHIV



Viele Wohnhäuser waren nach Bombenangriffen unbewohnbar. Auf den Hauswänden hinterließen frühere Bewohner ihre neue Adresse. BILD: STADTARCHIV



Mai bis November 1944:

Vier schwere Angriffswellen jeweils mit hunderten Flugzeugen treffen Dortmund. Hauptbahnhof, Reinoldi- und Propsteikirche, das alte Rathaus - in der Innenstadt bleibt kaum ein wichtiges Gebäude intakt.

12. März 1945:

Der letzte Großangriff auf Dortmund – erstmal mit über 1000 Bombern. Die Innenstadt ist vollkommen verwüstet, die Behörden erklären das Gebiet zwischen den Wällen für unbewohnbar.

7. März bis 12. April 1945:

Im Rombergpark und in der Bittermark werden etwa 280 Gegner der Nationalsozialisten und Zwangsarbeiter ermordet.

6. bis 13. April 1945:

Amerikanische Truppen nehmen das Stadtgebiet komplett ein.



Luftangriffe, Befreiung und Wiederaufbau

Die vier mit der Zeitung verteilten Beilagen konzentrieren sich auf die Themenblöcke Luftangriffe, Befreiung, Mensch im Krieg und Wiederaufbau. Im Mittelpunkt stehen die Schicksale der kleinen Leute.

Die Schicksale der kleinen Leute

Unsere schöne Stadt Bayreuth hatte bekanntlich für den Richard-Wagner-Fan Adolf Hitler eine besondere Bedeutung. Es gibt darum auch relativ viele Veröffentlichungen über die NS-Zeit in dieser Stadt. Unser Redakteur Udo Meixner hat sich darum anlässlich des Jubiläums der Befreiung ganz gezielt um die letzten Kriegstage in Bayreuth gekümmert, als mehrere verheerende Luftangriffe die Innenstadt zu einem Gutteil zerstörten. Nicht um das Schicksal der Herrschenden ging es uns, sondern um die kleinen Leute und deren Erleben. Dazu führten Meixner und mehrere Kollegen viele Gespräche mit überlebenden Zeitzeugen. Das Ergebnis dieser Recherchen, die rund ein Jahr vor dem Termin begonnen hatten, kann sich, glaube ich, sehen lassen: Vier zwischen Ostern und dem Jubiläumstag jeweils samstags mit der Zeitung verteilte zwölfseitige Beilagen (mithin 48 Seiten) sowie ein Buch „70 Jahre Kriegsende“, das im Herbst 2015 erschienen war.

Als multimedial stark aufgestellte Regionalzeitung haben wir dazu auch eine aufwändige Multimedia-Reportage herausgebracht, mit vielen Bildern, erläuterndem Text, Thinklink-Karten, Vorher-Nachher-Fotos, mehreren Zeitzeugen-Videos mit Tricksequenzen.

Joachim Braun,

Chefredakteur bis Februar 2015

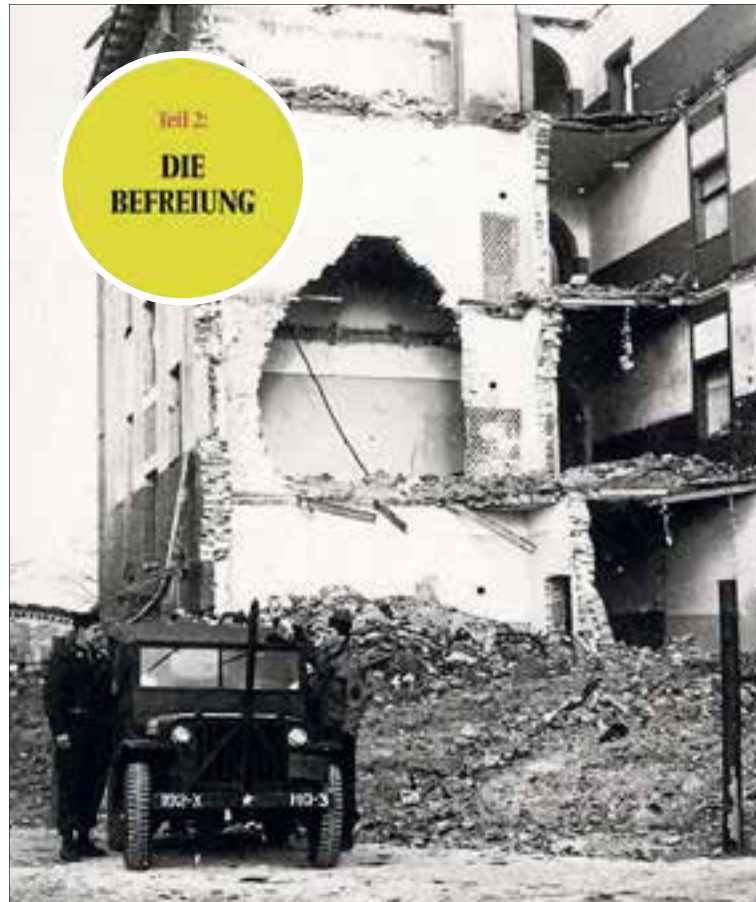
KURIERSPEZIAL

70 Jahre Kriegsende (1945–2015)

Mutig: Zivilisten retten die Stadt vor dem Angriff der US-Army
Seite 3

Blutig: Der Kampf um den Flugplatz am Bindlacher Berg
Seite 5

Geheim: Das KZ-Außenlager in der Neuen Baumwollspinnerei
Seite 10



Das Kasernmörtel im Süden Bayreuths war ein Hauptziel der Luftangriffe im April 1945. Teile der neuen Infanteriekaserne wurden dabei zerstört, etwa 170 Soldaten starben. Nach dem Einmarsch der Amerikaner entstand dieses Foto vor einem der kaputten Mannschaftsblöcke an der damaligen Hartmannstraße (heute: Ludwig-Thoma-Straße).
Repro: Meixner

Noch Fragen?

Christina Knorz, Telefon: 0921/294-178, E-Mail: christina.knorz@kurier.tmt.de

KURIERSPEZIAL

70 Jahre Kriegsende (1945 – 2015)

Explosiv: Noch Jahre nach dem Krieg liegen Bomben im Boden

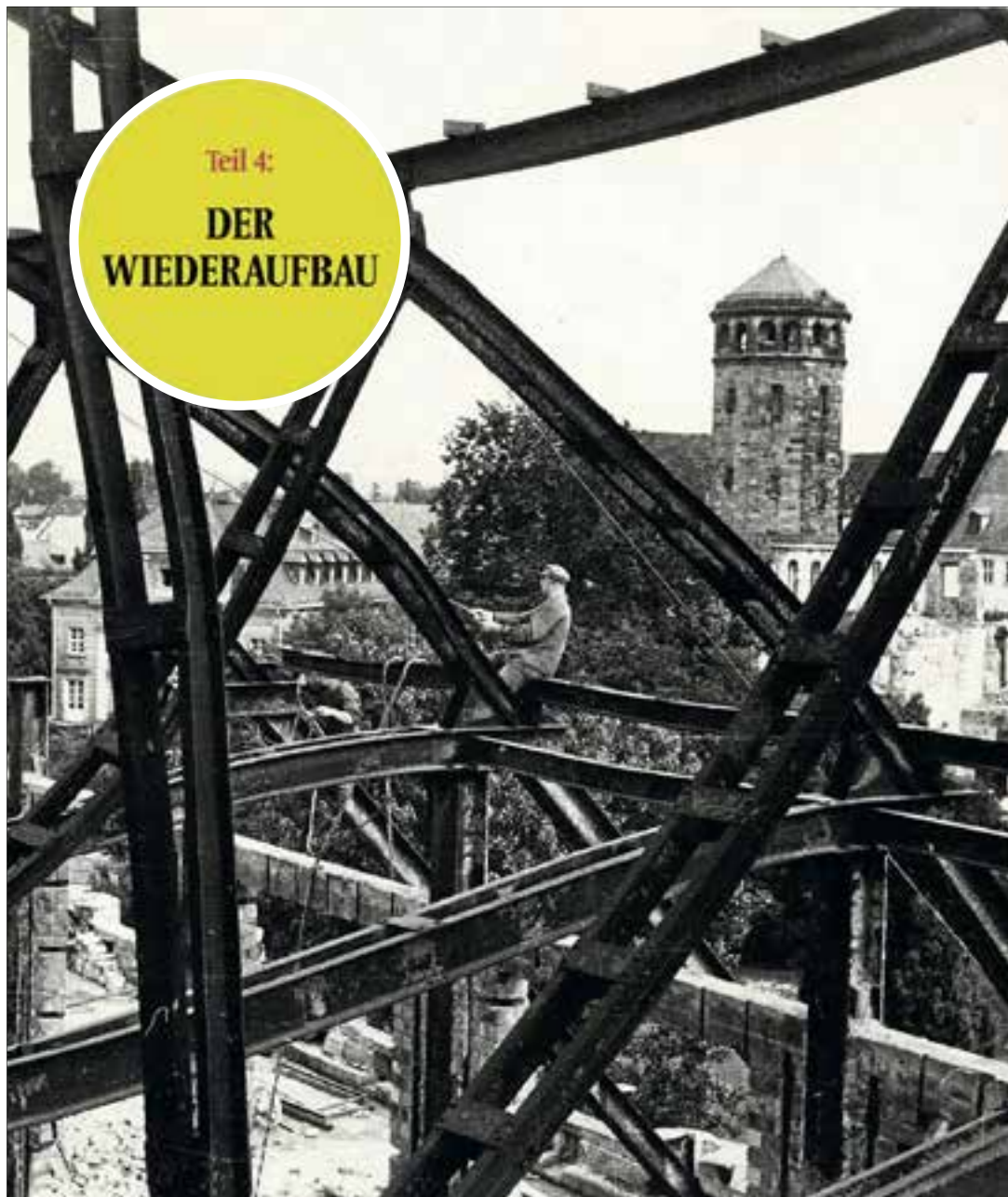
Seite 3

Spuren: Wo sind die Gräber der vermissten Soldaten?

Seite 10

Protokolle: Was besprachen Amerikaner und Deutsche?

Seite 12



Teil 4:
**DER
WIEDERAUFBAU**

Über Jahre hinweg wird nach Kriegsende die monströse Weihehalle („Haus der Deutschen Erziehung“) am Luitpoldplatz saniert. Der Repräsentationsbau der Nationalsozialisten wurde beim Luftangriff am 11. April 1945 schwer in Mitleidenschaft gezogen. Beim späteren Umbau wird das Gebäude durch einen Vorbau vom monumentalen Charakter befreit.

Foto: Archiv

Als die Amerikaner die Rhön erreichten

Die Serie beschreibt den militärischen Vormarsch der Amerikaner, das Schicksal der Kriegsgefangenen und der Vertriebenen. Die Texte erinnern auch an die Todesmärsche der Zwangsarbeiter.

14

LOKALE

Samstag, 18. April 2015

70 JAHRE KRIEGSENDE: ENTNAZIFIZIERUNG

Von Tätern und vielen Mitläufern

Entnazifizierung im Raum Fulda: 1945 kam es zu 770 Entlassungen aus politischen Gründen

FULDA

Als das „Dritte Reich“ 1945 zusammenbrach, trafen die Alliierten auf Nazis, wenige Widerstandskämpfer und viele, viele Mitläufer. Die Entnazifizierung war eine Mammutaufgabe.

Von unserem Redaktionsmitglied **DANIELA PETERSEN**

Anfangs engagiert, später nachlässig wurde die Entnazifizierung in den drei westlichen Besatzungszonen vorangetrieben. Hakenkreuze und Hitlerbilder waren rasch abgehängt. Straßen, Plätze und Institutionen, die Namen von Nazis trugen, wurden umbenannt. Der Adolf Hitler-Platz in Fulda hieß nun wieder Untern Heilig Kreuz. Und die Damschule, die nach dem Nazizwihld Albert Leo Schlageter (+1923) benannt worden war, trug fortan wieder einen anderen Namen.

Doch zur Entnazifizierung gehörte auch, das Verbrechen, die im „Dritten Reich“ begangen wurden, gedenkt werden. Das war für die Besatzer die eigentliche Herkulesaufgabe. Wer war Nazi? Diese Frage konnte nicht so einfach beantwortet werden. Neben Schwarz und Weiß gab es viele Grautöne, neben Haupttätigen, Belasteten und Minderbelasteten, aber auch viele Mitläufer. Bis heute ist selbst die Stellung des damaligen Oberbürgermeisters Dr. Franz Danzebrink (1899 bis 1960) innerhalb des NS-Regimes nicht klar zu bestimmen. 1930 wurde er Oberbürgermeister und ließ sich von dem Fuldaer Ratsherren im Jahre 1942 für weitere zwölf Jahre im Amt bestätigen. „Er gehörte zwar dem Zentrum an, war aber während der gesamten NS-Zeit Oberbürgermeister. Und auch nach dem Einmarsch der Amerikaner blieb er noch in dieser Position“.



Eine streitbare Figur der Fuldaer Stadtgeschichte: Franz Danzebrink war während der kompletten NS-Zeit Oberbürgermeister.



Bürgermeister und Brandstifter: Karl Eher war gelebter Schösser und stellte sich während der NS-Zeit beruflich besser.



„Ein streitbare Figur der Fuldaer Stadtgeschichte: Franz Danzebrink (1899 bis 1960) innerhalb des NS-Regimes nicht klar zu bestimmen. 1930 wurde er Oberbürgermeister und ließ sich von dem Fuldaer Ratsherren im Jahre 1942 für weitere zwölf Jahre im Amt bestätigen. „Er gehörte zwar dem Zentrum an, war aber während der gesamten NS-Zeit Oberbürgermeister. Und auch nach dem Einmarsch der Amerikaner blieb er noch in dieser Position“.

Kriegsende von der Stadtverwaltung vernichtet wurden. Im November 1947 wurde Danzebrink im Rahmen eines Spruchkammerverfahrens in Fulda in die Gruppe III der Minderbelasteten eingestuft. Dagegen legte er Berufung ein. Mit Erfolg: Letztendlich gilt er als Entlasteter (Gruppe V). „Wenn man in Gruppe III bis III war, musste man Kürzungen der Pension hinnehmen, das war zum Beispiel in der Heinrich-von-Bibra-Schule dazu kam, dass die Klassen mit mehr als 60 Kindern belegt waren. Sagan führt an, dass das Vorgehen der Spruchkammer aus der Zeit zunehmend kritisiert wurde. „Die Kammer wendete sich zuerst den nur nominal Belasteten zu, um mög-

lich viele Fälle abzuarbeiten und den Minderbelasteten die berufliche Wiedereingliederung zu ermöglichen.“ Die Hauptfälle verschob man auf später. Zudem sei es auch zu Fehlurteilen gekommen, und vorgelegte Persönlicheurkunden zum Teil wohl nach Quantität, nicht Qualität, bewertet. „Die Unmut wuchs, wegen der anzuge tretenden Mängel, und weil sich das Feindbild inzwischen verschoben hatte, drängte die Besatzungsmacht auf ein Ende der Entnazifizierung. Revisionsmaßnahmen erlassen, und die Urteile wurden zunehmend milder“, schreibt Sagan. In Hessen galten am Ende rund 400 Personen

nen als Haupttätige. In Fulda wurden zwei Betroffene in diese Kategorie eingestuft. Das waren laut Stadtgeschichte der Kreisamts- und Propagandaleiter Konrad Kemler, der nach Kriegsende nie wieder auftauchte, sowie ein Denunziator, der Marineleutnant war, und mit seiner Aussage den Tod eines Menschen zu verantworten hatte.

Fuldas Bürgermeister Karl Eher, Nazi der ersten Stunde, Spruchkammer in Fulda und Gründer der Ortsgruppe der NSDAP, galt zunächst ebenfalls als Hauptbeschuldigter. Eher war einer der Brandstifter, die 1938 die Synagoge in Fulda anzündeten. Das Landgericht Kassel keine Spruchkammer verurteilte ihn deswegen zu vier Jahren Haft. Darüber hinaus musste er sich im Oktober 1948 vor der Spruchkammer in Fulda verantworten. Wie Heiler in den Fuldaer Geschichtsblättern schreibt, waren 111 Zeugen geladen. Eher wurde dann in Gruppe II eingestuft und musste eine Geldstrafe als Wiedergutmachung zahlen. Auch Eher klagte so lange, bis er 1955 in die Gruppe IV der Milderer eingestuft wurde. Veranlasst hatte das Ministerpräsident Dr. Georg-August Zinn. Wie Heiler schreibt, schuf diese Begnadigung die Voraussetzung dafür, dass Eher 1959 für seine Zeit als Bürgermeister nachverurteilt werden musste und danach bis zu seinem Tod im Jahre 1980 eine reguläre Berufung erhielt.

AUFGELENDET

Bis heute gibt es in Fulda die Dr.-Danzebrink-Straße. Dem ehemaligen Oberbürgermeister wird zugute gehalten, dass er am Kriegsende durch Diplomatie erreicht, dass in Fulda nicht gekämpft wurde. / dan

HINTERGRUND

Die vier Besatzungsmächte gingen sich nach dem Krieg auf eine Politik, die als Entnazifizierung bezeichnet wird. Grundlage hierfür war das im August 1945 beschlossene Potsdamer Abkommen. Ziel war es, den Einfluss der Nationalsozialisten auf die deutsche und österreichische Gesellschaft zu unterbinden.

Jeder Deutsche über 18 Jahren musste einen **Bogen mit 10 Fragen** ausfüllen, wo er Angaben über seine politische Vergangenheit machen hatte.

Ein Instrument der Entnazifizierung waren die **Spruchkammerverfahren**, bei denen Laienrichter Personen aburteilten, die eng mit dem nationalsozialistischen Regime verstrickt waren. Auf Grundlage des Gesetzes „zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus“ wurden die Betroffenen in **fünf Gruppen** eingeteilt: die Hauptbeschuldigen (Gruppe I), die Belasteten wie Aktivist, Militärs und Nutznießer (Gruppe II), die Minderbelasteten (Gruppe III), die Mitläufer (Gruppe IV) und die Entlasteten (Gruppe V). Die Beweislast lag – anders als heute üblich – nicht bei der Anklage, sondern beim Betroffenen. / dan

„Einige Petersberger nannten mich Nazijunge“

Hubert Goldbachs Vater wurde entnazifiziert und als Mitläufer eingestuft

PETERSBERG

Wilhelm August Goldbach war im „Dritten Reich“ Ortsgruppenpropagandaleiter in Petersberg, wurde entnazifiziert und von der Spruchkammer Fulda-Land. Letztlich in die Gruppe der Mitläufer eingestuft. Hubert Goldbach (77) hat den gesamten Schriftverkehr aufgehoben.

Von unserem Redaktionsmitglied **DANIELA PETERSEN**

Vergilte Zettel liegen auf dem Küchentisch. Die Schreiben alleamt gut 70 Jahre alt. Es sind Klageurteile, ein Scheinbescheid und Briefe von Wilhelm Goldbach, der nicht NSDAP-Mitglied und Ortsgruppenpropagandaleiter vor der Spruchkammer erklären musste. Auch Persönliche, eindeutlichen Erklärungen, die bezogen sollen, das Goldbach nicht mehr war als ein Mitläufer, hat Hubert Goldbach am Tisch ausgebreitet. Wie viele in seiner Generation nach er nach jetzigen Maßstab der Vater Mitglied der NSDAP war, ob er jemanden denunziert hat, wer ihn bei dem Spruchkammerverfahren entlastet hat, ist unklar. Hubert Goldbach war 23

Jahre alt, als sein Vater starb. Die Gründe, die ihm in den selbsten Gesprächen über das Thema genannt wurden, glaubt er gerne: „Mein Vater war Beamter bei der Bahn. Er musste 1933 in die NSDAP eintriften, weil er sonst gefeuert worden wäre. Und er hatte ja eine vierköpfige Familie zu ernähren und das Wohnhaus abzubezahlen“, sagt der 71-Jährige. Für ihn ist sein Vater kein Nazi.

Mit dem Vorwurf wurde er als Kind aber immer wieder konfrontiert. „Einige haben mich Nazijunge genannt, etwa zwischen meinem 7. und 13. Lebensjahr“, erinnert er sich. Solche Beschuldigungen haben ihn „großbeleidigt“, wie er sagt. Und stets erst in Partei für seinen Vater und machte diesem ein einig Vorwurf. „Ich habe es eine hohe Meinung von dem ehemaligen Eisenbahner.“

„Er war ein ehrlicher Mann. In der Weimarer Republik war er in Petersberg Ortsvorsitzender beim Zentrum, dem Vaterläufer der CDU. In der NSDAP sollte er dann auch im Amt übernehmen“, erklärt Goldbach, wie sein Vater Ortsgruppenpropagandaleiter wurde, nach jetzigen Maßstab der Vater Mitglied der NSDAP war, ob er jemanden denunziert hat, wer ihn bei dem Spruchkammerverfahren entlastet hat, ist unklar. Hubert Goldbach war 23

bes der Propagandaleiter. Das weiß ich aus Briefen“, sagt Goldbach und blättert erfrag in den Unterlagen. „Darin findet sich auch der Meldelbogen, den jeder Parteimitglied nach der Kapitulation 1945 ausfüllen musste. Parteizugehörigkeit, Eintrittsdatum, Ämter. Wilhelm Goldbach hat den Zettel mit Bleistift fein ausfüllend beschrieben.“

Als die Amerikaner nach Petersberg kamen, bestanden sie das Wohnhaus der Goldbachs. Das in einem Zimmer noch ein Hinkelbild hing, hätte der Familie fast zum Verhältnis werden können. „Mein Vater wäre beinahe erschossen worden.“

Hubert Goldbach hat das Leben und Wirken seines Vaters zusammengefasst und viele Dokumente – nicht nur aus dem „Dritten Reich“ – aufgehoben.

te aber von einem ihmensein Freund im Ersten Weltkrieg Englisch gelernt. Konnte sich also verständigen und erklären, dass er vergesessen hatte, das Bild abzuhängen“, sagt der 71-Jährige.

Am 30. Juni 1945 wurde Wilhelm Goldbach aus politischen Gründen verhaftet und kam für knapp elf Monate in ein Internierungslager nach Treysa. Im August 1946 schrieb er einen langen Brief an die Spruchkammer Fulda-Land, in dem er sich erklärte. Weil er Ortsgruppenpropagandaleiter war, wurde er in die Gruppe II der Belasteten eingestuft. Die Ermittlungen haben jedoch ergeben, dass ein Betroffener zweier aktivistisch noch propagandistisch für die Besatzer der Partei eingestuft ist“, heißt es in der Klageschrift. Daher wurde er im Spruchkammerverfahren in die Gruppe III der Minderbelasteten eingestuft. Wie so oft in dieser Zeit wurde das Verfahren noch einmal aufgenommen. Im April 1948 stufte ihn die Spruchkammer dann als Mitläufer ein. Wilhelm Goldbach hatte 2000-Urorenkel zu zählen.

Hubert Goldbach hat das Leben und Wirken seines Vaters zusammengefasst und viele Dokumente – nicht nur aus dem „Dritten Reich“ – aufgehoben.



Hubert Goldbach hat das Leben und Wirken seines Vaters zusammengefasst und viele Dokumente – nicht nur aus dem „Dritten Reich“ – aufgehoben.

Noch Fragen?

Sebastian Kircher, Redakteur, Telefon: 0661/280327, E-Mail: sebastian.kircher@fuldaerzeitung.de

KULTUR

Samstag, 18. April 2015

REGIONAL · NATIONAL · INTERNATIONAL

„Das Überleben ist meine Rache an den Nazis“

Die ehemalige KZ-Inhaftierte Esther Bejarano kehrt an den Gehringshof zurück

HATTENHOF

Es war ein historischer Besuch: 70 Jahre, nachdem sie zuletzt hier war, besuchte Esther Bejarano den Gehringshof zwischen Hattenhof und Büchenberg. Obwohl die Holocaust-Überlebende nach Kriegsende nur wenige Wochen dort verbrachte, erinnert sie sich genau an die Zeit.

Von unserem Redaktionsmitglied
SEBASTIAN KIRCHER

„Ich hätte nie gedacht, dass ich noch einmal zum Gehringshof komme“, sagt Esther Bejarano. Und doch steht die 90-

**70 JAHRE
KRIEGS
ENDE**
1945/2015

Jährige am Freitagnachmittag auf dem Vorplatz des Anwesens – so wie vor 70 Jahren, als sie sich auf ihre Auswanderung nach Palästina vorbereitete. Drei Wochen verbrachte sie im Sommer 1945 auf dem Gehringshof zwischen dem Neuhofer Ortsteil Hattenhof und dem Eichenzeller Ortsteil Büchenberg. Es ist das erste Mal, dass Esther Bejarano seitdem zum Anwesen zurückkehrt.

„Warum sind denn alle Fenster kaputt?“, ist ihre erste Frage, als sie den Gehringshof erblickt. Die Gebäude stehen seit 14 Jahren leer und verfallen. Graffiti zieren die Wände, Scheiben sind zerschmettert, Treppengeländer verschwunden, eine Tür wurde herausgerissen und liegt nun auf dem Dach. Der Gehringshof scheint ein beliebtes Ziel von jugendlichen Vandalen geworden zu sein. Er ist eine Ruine.



Esther Bejarano vor den Ruinen des Gehringshofs: Als sie sich hier im Sommer 1945 auf ihre Auswanderung vorbereitete, hatte das Hauptgebäude, hier im Hintergrund, nur drei Geschosse und keine Balkone. Dafür war dort ein Schild angebracht, auf dem in hebräisch „Kibbuz Buchenwald“ geschrieben war.
Foto: Helmut Abel

Und dennoch gefällt es der 90-Jährigen hier.

Der Gehringshof war für Bejarano die letzte Station in einem Land, das sie „einfach nur verlassen wollte“. Die Jüdin überlebte die Konzentrationslager Auschwitz und Ravensbrück und entkam der SS während eines Todesmarschs.

Nach dem Krieg stand sie vor dem Nichts – die Nazis hatten ihre Eltern umgebracht und ihr die Heimat genommen. Was mit ihren Geschwistern war, wusste sie nicht. Bejarano bekam den Tipp, nach Fulda zu gehen – dort gebe es einen Platz, an dem sich Holocaust-Überlebende treffen könnten.

Rund 70 Juden hatten am Gehringshof den „Kibbuz Buchenwald“ gegründet. Das Anwesen war schon seit 1929 genutzt worden, um junge jüdische Bürger auf ihre Auswanderung nach Palästina vorzubereiten. Die Amerikaner veranlassten, dass ehemalige KZ-Häftlinge den Hof wieder in

Betrieb nehmen konnten. An die US-Soldaten erinnert sich Bejarano besonders gern. Die Amerikaner versorgten die Juden mit Lebensmitteln und halfen ihnen, wo sie nur konnten. „Einer hat mir einen Revolver geschenkt und gesagt: Damit kannst du dich in Zukunft schützen“, erzählt die

HINTERGRUND

Der Gehringshof ist ein ehemaliges landwirtschaftliches Anwesen zwischen Hattenhof und Büchenberg. Er wurde vermutlich im 17. Jahrhundert errichtet. 1929 erwarb die Kibbuz-Hadati-Bewegung den Gehringshof und bereitete hier junge Juden auf eine Auswanderung nach Palästina vor. Die Nazis schlossen ihn 1941 und deportierten die verbliebenen Juden ins Ghetto Riga. Nach Kriegsende wurde der Gehringshof wieder zum Kibbuz, bevor die AWO ihn 1949 kaufte und zunächst als Ferienheim, später für Asylbewerber nutzte. Seit 2001 steht der Gehringshof leer. / kir

90-Jährige und schiebt mit einem schelmischen Lächeln hinterher: „Aber benutzt habe ich ihn nie.“ Ein anderer GI gab ihr einen Schlafsack. „Dank des Geschenks konnte ich auf der Schiffsreise von Marseille nach Palästina schlafen.“

Im „Kibbuz Buchenwald“ am Rippegg traf Esther Bejarano auf Personen, die ihr Schicksal teilten. Sie fand Freunde fürs Leben – und wieder den Kontakt zu ihren Geschwistern, die es in die USA und nach Palästina geschafft hatten. Am 15. September 1945 folgte sie ihrer Schwester ins Gelobte Land. Mittlerweile lebt sie in Hamburg.

„Dass ich überlebt habe und dass ich nicht schweige, das ist meine Rache an den Nazis“, sagt die resolute 90-Jährige. Sie will auch zukünftig keine Ruhe geben und immer wieder erzählen von ihren Erlebnissen in Konzentrationslagern. „Damit sich in Deutschland so etwas nie wiederholen kann.“

Eine kleine Frau, die einen großen Eindruck hinterlässt

Esther Bejarano liest vor 800 Schülern aus ihren Erinnerungen und stellt sich allen Fragen

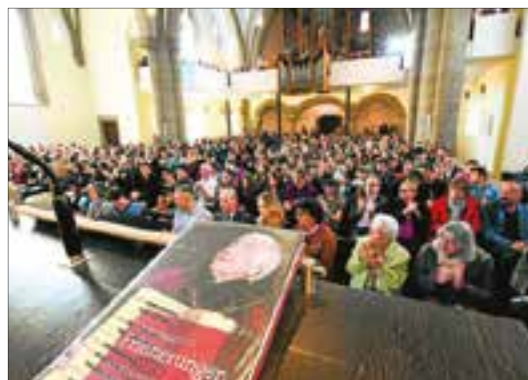
FULDA

Zu einer eindrucksvollen Begegnung mit einer Zeitzeugin wurde der Dialog mit der jüdischen Holocaust-Überlebenden Esther Bejarano am gestrigen Vormittag in der überfüllten Christuskirche.

Von unserem Mitarbeiter
WOLFGANG HOHMANN

Rund 800 Schüler aus 12 Schulen der Region hatten sich im Kirchenraum zu einer ungewöhnlichen Unterrichtsstunde mit historisch-politischer Bildung zusammengefunden, in der die wegen ihrer Zugehörigkeit zum Mädchenorchester des Konzentrationslagers Auschwitz bekannt gewordene Zeitzeugin über ihre Erlebnisse und Erfahrungen im nationalsozialistischen Verberberstaat berichtete.

Bevor die äußerst vitale 90-Jährige in spannenden ein- bis zweistündigen Sitzungen mit ihrem dramatischen Schicksal vertraut machte, zeigte sich Pfarrer Dr. Heinz-Georg Henning als Hausherr in seiner Begrüßung stolz darauf, den Kirchenraum für die „Begegnung der Generationen“ zur Verfügung stellen zu dürfen. Er formulierte, was gut als Motto über der Veranstaltung hätte stehen können: „Ge-



800 Personen, größtenteils Schüler, folgten Esther Bejaranos Erzählungen in der Fuldaer Christuskirche.
Foto: dpa

heimnis der Erlösung heißt Erinnerung“. Möglich wurde die Veranstaltung durch das Bündnis „Fulda stellt sich quer“. Organisator Andreas Goerde dankte besonders Lehrerin Anja Listmann von der Bardoschule und deren Projektgruppe Auschwitz, „ohne die diese

Veranstaltung nicht möglich gewesen wäre“. Esther Bejarano ist nur vielleicht 1,50 Meter klein – den Eindruck, den sie auf der Bühne in der Christuskirche hinterließ, war umso größer. Zunächst gab die Schülerin Julia Leinweber als Moderatorin ei-

nen Überblick über die Vita von Esther Bejarano, der sie dafür dankte, „dass Sie für uns Jugendliche ein so großes Vorbild geworden sind“, bevor die so Geehrte mit prägnanten Ausschnitten aus ihrem Buch „Erinnerungen“ hineinführte in die Welt des Grauens, das die

damals knapp 20-Jährige nur wegen eines von ihr mehr schlecht als recht gespielten Akkordeons überlebte. „Du hast Glück bei den Frau'n, Bel Ami“, hatte die gelernte Pianistin dem ungewohnten Instrument entlockt und damit das Privileg gewonnen, in einem Instrumentalensemble mitspielen zu dürfen, dessen perverse Aufgabe es war, mit flotten Märschen die Häftlinge beim täglichen Ausmarsch zu den außerhalb des KZs liegenden Arbeitsstätten zu unterhalten – und die Neankömmlinge auf dem Weg ins Gas abzulassen.

Von ihrer späteren Befreiung aus einem permanent vom Tode bedrohten Häftlingsdasein sprach die Gerettete als von „meiner zweiten Geburt“, bevor sie die mit respektvollem Beifall dankenden Jugendlichen aufforderte, „alles zu fragen, was ihr willt“. Und das taten viele. Sie fragten nach der Häftlingsnummer (die Bejarano nicht mehr hat) und nach Schlafstörungen. Schlimme Träume habe sie noch immer, „wenn sich das auch im Laufe der Zeit etwas gelegt hat“, antwortete sie. Auf die aktuelle Politik angesprochen, sprach Bejarano von „Sauerrei“, weil zu wenig gegen faschistische Rückfälle getan werde. „Wie können wir zum Beispiel der Pegida die Luft wegnehmen“, fragte sie und forderte die jungen Leute auf, „gegen diese Be-

MIT DABEI

Folgende Schulen waren in der Christuskirche vertreten: Freiherr-vom-Stein-Schule Fulda; Don-Bosco-Schule Künzell; Konrad-Adenauer-Schule Petersberg; Wigbertschule Hünfeld; Winfriedschule Fulda; Bardoschule Fulda; Bildungsunternehmen Jordan Fulda; Marianum Fulda; Rabanus-Maurus-Schule Fulda; Von-Galen-Schule Eichenzell; Ferdinand-Braun-Schule Fulda; Bildungseinrichtung Grümel. / gn

wegungen anzutreten“. Gefragt wurde auch nach Rachegefühlen ebenso wie nach „schönen Momenten im KZ“ (die es für sie auch gab) und nach ihrem Glauben an Gott (den sie nicht hat). Immer wieder spendeten die Zuhörer Beifall nach den schonungslos ehrlichen Antworten.

Am Ende der ungewöhnlichen Geschichtsstunde dankte die „Lehrerin“ den Fragesteller und den Zuhörer, bevor sie versicherte: „Ich habe mich wahnsinnig gefreut, für euch da zu sein!“ Kein Wunder, dass die ungemein sympathische Dame mit langem Beifall im Stehen verabschiedet wurde.

Am 3. Mai ist der Krieg zu Ende

Das groß angelegte Internetprojekt macht es der Redaktion möglich, neben den journalistischen Texten zahlreiche Dokumente aus jener Zeit als pdf, Foto oder Video zu präsentieren.

Eine eigene Plattform für das Multimedia Projekt

Ziel des Projekts war eine übersichtliche Darstellung der Ereignisse im Zusammenhang mit der Kapitulation Hamburgs am 3. Mai 1945. Neben einer umfangreichen Printberichterstattung in Form einer Serie legten wir besonderen Wert auf die multimediale Darstellung. Die Printberichterstattung fiel naturgemäß komprimierter aus als das Multimediaprojekt im Internet. Für das Multimediaprojekt wurde eigens eine Plattform entwickelt.

Das Multimediaprojekt www.hamburgs-stundenull.de ist ein nichtkommerzielles Projekt. Anfallende Kosten (Servermiete, Seitenlayout, Digitalisierung von Originaldokumenten) wurden von uns übernommen. Die Texte können frei verwendet werden. Bei den Bildern und den Dokumenten weisen wir daraufhin, dass Urheberrechte beachtet werden müssen. Wir glauben an das Gute im Internet. An seine tollen Möglichkeiten, zu informieren, Wissen zu verbreiten, Geschichte nachvollziehbar zu machen. Wir nutzen das Internet fast täglich und wollen mit diesem Projekt dieser wunderbaren Erfindung ein klein wenig etwas zurückgeben.

Auf Grund des Umfangs der Recherche wurden ein Teil der Arbeiten in unserer Freizeit erledigt. Dazu gehörte neben der

Recherche im Staatsarchiv Hamburg und in Bildarchiven die technische Erstellung der Plattform. Zudem arbeiteten wir mit mehreren Institutionen zusammen, um beispielsweise Videoaufnahmen veröffentlichen zu können.

Angesicht der vielen Dokumente und Informationen haben wir uns entschieden, die geschichtlichen Ereignisse in sechs Abschnitte zu unterteilen und darzustellen. Vor allem das Internetprojekt ermöglichte es uns, neben den journalistischen Texten Dokumente aus jener Zeit als pdf, Fotos (Gestern&Heute) und Videos einzubinden. Eine Zeitleiste auf der Startseite des Internetprojekts ermöglicht einen raschen Überblick über die Ereignisse.

Es ging uns bei dem Projekt nicht um den schnellen und raschen Konsum von Informationen. Wir haben uns bewusst für eine ausführlichere Darstellung entschieden. Manches Foto mag erschrecken – aber es zeigt das schreckliche Erbe, das der Nationalsozialismus hinterließ.

*Arndt Bütke
Oliver Schirg*

Noch Fragen?

Oliver Schirg, Telefon: 040/347 26858, E-Mail: oliver.schirg@abendblatt.de

Neue Serie Am 3. Mai vor 70 Jahren marschieren britische Truppen in Hamburg ein – ohne einen Schuss abzugeben. Viele Bewohner der Hansestadt hoffen auf Nachsicht. Doch für die Besatzer ist Hamburg nur eines: eine fremde Stadt
 Von Oliver Schirg

Es ist 16.13 Uhr am 3. Mai 1945, als die städtisch von Hamburg liegende 7. Britische Panzerdivision das Codewort „Baltic“ erhält. In drei Marschblöcken – aus Richtung Buxtehude, von Nenndorf über Tötenzen und aus Richtung Hittfeld – setzen die Panzer in Bewegung. Vor den Elbbrücken treffen die drei Stränge aufeinander und überqueren als eine Kolonne die Elbe. Über den Heidenkampsweg und die Mönckebergstraße geht es weiter in Richtung Rathausmarkt. Kurz vor 19 Uhr wird ihnen in Rathaus die Stadt übergeben.

Der Einmarsch der Engländer in Hamburg verläuft komplikationslos. „The entry was completely without incident“, vermerkt der englische General John Spurling in seinen Notizen. Die meisten Einwohner beachten das befohlene Ausgehverbot. Jene, die sich trotzdem auf die Straße wagen, verhalten sich zumeist zurückhaltend freundlich. Die befürchteten Attacken durch unverbreiterte Nationalsozialisten bleiben aus. Allerdings sind auch keine weißen Fahnen zu sehen.

„Hinter der Gardine stehend sehen wir sie dann kommen“, schreibt Reinhard Reuss in seinen im Jahr 2010 erschienenen Erinnerungen über den Einmarsch der Engländer. „Langsam führen sie die Lastzüge entlang Richtung U-Bahn-Station Hobeufbrücke. Vorweg zwei Kraftfahrler mit topförmigen Helm, umgebängelter MP-Pistole im Stofffutteral, gefolgt von kleinen raschelnden Kettenfahrzeugen und Mannschaftswagen der Marke „Plattmasse mit Ausstieg“. Die Löwe hatten keine Motorhaube, waren also platt.

Der erste Kontakt mit den Truppen fällt in den Stadteilen unterschiedlich aus. „Auf der Hammer Landstraße rollen lange Kolonnen von Panzern, die ihre Geschützrohre drohend auf die Bünnen links und rechts richten und Militärlastwagen in die Innenstadt, begleitet von Jeeps, deren Soldaten ihre Maschinenpistolen im Anschlag halten“, schreiben Uwe Bahnsen und Kerstin von Stürmer in ihrem Buch „Die Stadt, die leben wollte“.

In Volkdorf erlebte ein Einwohner, wie ein britischer Panzerspähwagen vorweg fährt und ihm eine schottische Militärkapelle folgt. Die zwei Dutzend Musiker, die die Militärkapelle anführen, haben ihre traditionellen weißen Knietümpfe und bunt gemusterte Röcke an. „Ihre Dudelsackmusik überborte das Motorengeräusch.“

So friedlich und freundlich diese Beschreibung klingt, so riesig sind die Probleme, vor denen die Militärregierung, der Senat und die Bevölkerung stehen. „Neben der Sicherung der Versorgung der Bevölkerung mit Strom, Gas, Wasser und Lebensmitteln waren vorrangig die Trümmer zu beseitigen und Wohnraum wieder herzustellen“, schreibt Hartmut Hohlbein in seinem Buch „Hamburg 1945 – Kriegsende, Not und Neubeginn“.

Noch am Abend des 3. Mai geben die Engländer bekannt, dass die Ausgangssperre am folgenden Tag ab neun Uhr aufgehoben sei und die Geschäfte ab zehn Uhr wieder öffnen könnten. Die Engländer selbst errichten auf der Moorweide ein Bivak und nutzen das



Truppen der 7. britischen Panzerdivision sind am 3. Mai 1945 auf dem Weg nach Hamburg. Um 16.13 Uhr erteilte das Codewort „Baltic“. Der Weg der Panzer führte über die Elbbrücken in eine zerstörte Stadt
 Keystone

Mit den Panzern kam der Frieden

Hotel Vier Jahreszeiten als Schaltzentrale. Zudem verbreitet, wie Hohlbein schreibt, der Sender der englischen Militärregierung – Radio Hamburg – täglich um 20 und 22 Uhr Nachrichten; offizielle Bekanntmachungen werden um 18.15 Uhr und 20.15 Uhr gesendet.

So mancher Hamburger erhofft sich aufgrund beschworener Nähe zu Großbritannien eine nachsichtige Behandlung durch die Briten. Doch diese Hoffnung erfüllt sich nach dem Einmarsch der britischen Truppen nicht. „Hamburg war – abgesehen von seiner Größe und seinem Hafen – grundsätzlich eine fremde Stadt wie jede andere in der britischen Besatzungszone“, schreibt der Historiker Michael Ahrens in seinem Buch „Die Briten in Hamburg – Besatzerleben 1945-1958“.

Und daher verhält sich die Besatzungsverwaltung so, wie es die Engländer in ihren Kolonien zuvor erfolgreich praktiziert hatten. „In Indien und auch in den Kolonien Afrikas hatten die Briten abgezogen von der einheimischen Bevölkerung nach dem Prinzip der indischen Herrschaft gelbt und gearbeitet“, schreibt Ahrens. „Nach diesem Vorbild galt es nun, eine unbekannte und stark zerstörte Stadt wie Hamburg zu organisieren und letztlich mit (britischem) Leben zu füllen.“

Die Briten prägen fast ein Jahrzehnt das öffentliche Leben in der Hansestadt

Trotz der „indirekten Herrschaft“ sollen die Briten fast ein Jahrzehnt das Leben Hamburgs prägen. So werden erst im Mai 1951 in den S-Bahnen die Sonderabteile für Briten abgescafft und erst 1956 die Pkw-Nummernschilder „BH“ für Britische Zone Hamburg durch „HH“ ersetzt. „Die letzte britische Schule schloss 1957, im gleichen Jahr wurden die noch übrig gebliebenen beschlagnahmten Wohnanlagen zurückgegeben, und schließlich verließen die letzten britischen Garnisonseinheiten im Frühjahr 1958 die Stadt“, schreibt Ahrens.

Doch darüber denkt unmittelbar nach der Kapitulation Hamburgs niemand nach, zumal der Start der Besatzungszeit chaotisch ist. „In den ersten Tagen führten kanadische Offiziere das Kommando in Hamburg“, schreibt Ahrens. „Qualifiziertes Personal fehlte in fast allen Abteilungen, und erst nach einer Woche konnte der Posten des Stadtkommandanten besetzt werden.“

So beobachtete der kommissarische Leiter der allgemeinen Staatsverwaltung, Julius Bock von Wülflingen, im Rathaus ein „Kommen und Gehen“. In den Hauptkassen im ersten Stock seien britische Büros, Fassstellen und dergleichen eingerichtet worden. „Es war völlig unmöglich, zu einer Verhandlung zu kommen, da man sonst stundenlang hätte warten müssen.“

Für wachsenden Unmut unter den Deutschen sorgt das Akquirieren von Unterkünften. „Binnen weniger Wochen beschlagnahmte das Militär eine große Zahl an Wohnungen und Gebäuden, die den Grundstock für die gesamte Zeit der Besatzung bilden sollten“, so Ahrens. Zwar ist das gesamte Ausmaß heute nicht mehr nachvollziehbar. Aber „bevorzugt requirierten die Briten zu diesem frühen Zeitpunkt Wohnhäuser und Villen in Rothenbaum und Harvestehude sowie in Othmarschen, Blankenese und Flottbek“. Bei Hotels, Restaurants und Kinos ist insbesondere das Dreieck zwischen Rathaus, Gänsemarkt und Hauptbahnhof betroffen.

Zur Ehrenrettung der Briten muss man sagen, dass Hamburg aus ihrer Sicht eine bessere Herausforderung darstellte. Abgesehen von ihrer Größe ist das Schicksal der Hansestadt seit dem Krieg eng mit den Engländern verknüpft. „Wohl kaum eine deutsche Stadt war von britischen (und amerikanischen) Bomben so zerstört worden wie Hamburg, das bei Kriegsende noch immer eine Millionenstadt und damit die größte der Besatzungszone war.“

Hamburgs Stunde null

Die Situation Hamburgs unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist Kern des Multimediaprojekts hamburgstundennull.de. Im Mai 1945 ist fast die Hälfte der Hansestadt zerstört. Rund 100.000 Hamburgerinnen und Hamburger haben ihr Leben verloren. Ausführliche Texte, Bilder, darüber, den Krieg überlebt zu haben und nachts endlich wieder schlafen zu können, ohne durch heulende Sirenen geweckt zu werden.“ Andererseits herrschten Unsicherheit und Zukunftsangst – der psychische Druck, der auf den meisten Hamburgerinnen und Hamburgern lastete, war enorm.

Vor allem die Kinder gehen in den ersten Tagen unbedenken auf die Engländer zu. Es sind vor allem Kinder, die in den ersten Tagen der Besatzung unbefangen auf die englischen Soldaten zugehen. „Wir lernten junge, zeitweise richtig typische Soldaten in ihrer braunen Uniform nebst Käppi oder roter Telemurkette kennen“, erinnert sich Reinhard Reuss. Zumeist rauchten die Soldaten eine Zigarette nach der anderen. Manche der Deutschen hatten keine Hemmung, halb aufgereichte Zigarettenspitzen aufzuheben und unter den Augen der Briten weiterzuqualmen. Die lachten und fanden das Schauspiel dieser Art von Erniedrigung höchst amüsant.“

Grundsätzlich aber geben die britischen Soldaten – zumindest in den ersten Wochen – im Alltag eher distanzierend mit den Deutschen um. Das hat seinen Grund in einem sogenannten Fraternisierungsverbot. Kontakte zwischen englischen Soldaten und den Deutschen sollen möglichst schon im Keim erstickt werden.

Auch wenn letzten Endes die Verlegung des Hauptquartiers der britischen Zone an die Elbe scheitert, ist Hamburg kurz nach Kriegsende Dreh- und Angelpunkt der Briten. „Die Stadt war der Importhafen aller britischen Güter. Außerdem sollten sich in keinem anderen Ort der britischen Zone so viele militärische und zivile Einheiten“, schreibt Ahrens. Von der Hamburger Musikhalle aus sendet der Soldatensender British Forces Networks.

Uwe Bahnsen und Kerstin von Stürmer beschreiben die Stimmung in Hamburg in den ersten Tagen nach der Kapitulation als ambivalent: „Einerseits war jedermann zutiefst erleichtert darüber, den Krieg überlebt zu haben und nachts endlich wieder schlafen zu können, ohne durch heulende Sirenen geweckt zu werden.“

Die Zerstörung deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg

Stadt	Wohnungsverlust in Prozent
Köln	69,4
Dortmund	64,8
Duisburg	62,5
Hamm	59,4
Kiel	55,6
Wilhelmsbaven	55,4
Bremen	50,5

Quelle: Hamburger Stadtkarte

In Hamburg ist der Krieg zu Ende – im Reich noch nicht

Am 3. Mai 1945 endet in Hamburg mit dem Einmarsch der britischen Truppen der Krieg. Nördlich der Elbe wird noch gekämpft.

Am 4. Mai 1945 unterzeichnet der Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Generaladmiral Friedeburg, bei

Die Zerstörung deutscher Städte im Zweiten Weltkrieg

Um das den Deutschen zu erklären, richtet der britische Oberbefehlshaber Bernard Law Montgomery am 11. Juni 1945 eine Botschaft an sie. Darin sagt er, die Deutschen hätten den Krieg verloren, und man wolle ihnen „eine endgültige Lehre“ erteilen.

Die Deutschen seien nicht nur besiegelt worden, sondern auch am Ausbruch des Kriegs schuldig gewesen. „Darum stehen unsere Soldaten mit euch nicht auf gutem Fuße. Dies haben wir befohlen, dies haben wir getan, um euch, eure Kinder und die ganze Welt vor noch einem Krieg zu bewahren.“ Die Botschaft endet mit dem Auftrag: „Dies sollt ihr euren Kindern vorlesen, wenn sie alt genug sind, und zusehen, dass sie es verstehen. Erklärt ihnen, warum englische Soldaten sich nicht mit ihnen abgeben.“

Allerdings halten die Engländer das Fraternisierungsverbot nicht lange durch. Schon am 12. Juni 1945 wird den englischen Soldaten erlaubt, mit Deutschen Kindern zu sprechen. Am 14. Juli 1945 sagt Montgomery: „Die alliierte Politik der Austilgung des Nationalsozialismus und der Entfernung der Nationalsozialisten aus verantwortlichen Stellen des deutschen öffentlichen Lebens hat große Fortschritte gemacht. Es erscheint daher wünschenswert und an der Zeit, allen Angehörigen der britischen Streitkräfte in Deutschland zu gestatten, sich auf der Straße und in der

Öffentlichkeit mit erwachsenen Deutschen zu unterhalten.“ 1946 wird letztlich für die englischen Militärs auch das Eheverbot mit deutschen Frauen aufgehoben, schreibt Hohlbein. „Bis zum 10. Mai 1947 haben dann 3633 britische Soldaten um Genehmigung zur Heirat einer Deutschen nachgesucht.“

Dazu beigetragen hat wohl auch, dass bereits im Juli 1945 die ersten kulturellen Veranstaltungen erlaubt werden. So gibt es in der Hamburger Musikhalle wieder Konzerte zu hören, und im Savoy-Theater – den heutigen Kammertheater – werden die ersten Theaterstücke nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aufgeführt.

Als problematisch erweist sich das von den Engländern ausgesprochene Verbot, fedgrüne Uniformen und militärische Kopfbedeckungen zu tragen. Vor allem für ehemalige Soldaten, die aus der Kriegsgefangenschaft nach Hamburg heimkehrten und oft nichts weiter als ihre Uniform besitzen, stellt das ein großes Hindernis dar. Man beifolgt sich im Verlauf der Monate damit, die ehemaligen Wehrmachtssoldaten blau oder braun zu färben.

In Umgang mit den englischen Dienststellen haben in den ersten Nachkriegstagen jene einen Vorteil, die die englische Sprache beherrschen. Die englischen Dienststellen weisen nämlich jeden Antrag zurück, der nur in deutscher Sprache vorgelegt wird.

Die Beiträge der Serie

28. 4. – Mit den Panzern kam der Frieden
 29. 4. – Der Alltag kurz nach dem Krieg
 30. 4. – Das halbe-Hamburg ist zerstört
 1. 5. – Am 8. Mai fährt die U-Bahn wieder
 4. 5. – Der Nudltag

NSDAP-Gauleiter Karl Kaufmann

Der im Jahr 1900 geborene Gauleiter Karl Otto Kaufmann war der mächtigste Mann der Nationalsozialisten in Hamburg. Er nutzte seine Machtstellung zur Bereicherung und Schaffung eines beispiellosen braunen Bonzenums. Als politischer Leiter der Gestapo hatte er erheblichen Einfluss bei der Verfolgung von Regimegegnern und jüdischen Mitbürgern. Kaufmann wurde zwar am 4. Mai 1945 inhaftiert, aber von der britischen Militärgerichtsbarkeit nie angeklagt. Bis zu seinem Tod im Jahr 1969 lebte er als wohlhabender Bürger in Hamburg. dpa



PATIENTENAKADEMIE

ANÄSTHESIE: WIE SICHER IST EINE NARKOSE?
 Chefärzte Dr. Gert Lohm
 Dienstag, 05. Mai 2015, 18:00 Uhr
 www.patientenakademie.de
 AGAPLISION DIAKONIKENKLINIKUM HAMBURG

Serie: Am 3. Mai vor 70 Jahren war in Hamburg der Zweite Weltkrieg zu Ende. In der Stadt herrschten chaotische Zustände. Vor allem suchen Tausende Menschen verzweifelt ein Dach über dem Kopf. Von Oliver Schirg

Als die Engländer am 3. Mai 1945 am späten Nachmittag über die Elbbrücken kommend das einst so stolze Hamburg besetzten, nahen sie durch eine vom Krieg schwer gezeichnete Stadt. „Rund 53.000 Hamburger Soldaten waren gefallen oder vermisst, dazu kamen noch 45.000 Bombenopfer sowie die ungefähr 55.000 toten KZ-Häftlinge“, schreibt Hartmut Hahn in seinem Buch „Hamburg 1945 – Kriegsende, Not und Neubeginn“.

Der Alltag der Menschen ist von Mangel geprägt. Zwar leiden sie weniger nach Kriegsende nicht an Hunger – auch weil Gauleiter Karl Kaufmann und Kampfkommendant Alwin Weitz in den letzten Apriltagen die Lebensmittelverteilung geöffnet hatten. Für viele Menschen ist es zudem eine Wohltat, die Nächte ohne Angst vor Bombenangriffen durchschlafen zu können. Aber es fehlt an vielen Dingen zur Bewältigung des Alltags.

Holz zum Beispiel, das man zum Kochen oder später zum Heizen benötigte, wird in vielen Fällen – unter nicht geringer Gefahr für das eigene Leben – aus zerstörten Wohngebäuden geholt. „Unsere Suche nach Holz und möglicherweise Koks aus verschütteten Heizungskellern war aus zweifeln Gründen nicht ungefährlich“, schreibt der Hamburger Reinhard Reuss in seinen Erinnerungen. „Die Trümmer konnten jederzeit einstürzen. 2. Große Gefahr ging von eventuell noch vorhandenen Blindgängern aus.“

Hinzu kommt, dass Holz nicht einfach so in der Gegend herumliegt. Teilweise mussten angelegte Türhaken aus dem Mauerwerk gebrochen werden, auch waren viele verkohlte Holzbalken, auf denen ursprünglich die Fußböden der einzelnen Etagen ruhten, eine heiß begehrte Beute. „Manchmal werden die Menschen auf dem Balkon oder im Keller fündig. Vor allem öffentliche Parks wie das Niendorfer Gehege sind gefürchtet. Mit Äxten und Säge gängen die Erwachsenen daran, Sträucher abzuhacken oder ganze Bäume zu fällen. Die Promenade ist über Nacht abgeholzt worden“, erinnert sich Horst Moldenhauer, der das Kriegsende in Niendorf erlebte. „Da waren Räume, die konnte man mit vier Mann kaum umfassen. Die alten Buchen waren weg. Und das war mit dem Niendorfer Gehege genauso passiert, wenn die Engländer nicht aufgepasst hätten.“ Die



Ein Paar läuft nach Kriegsende auf einer Straße in der Ruinenlandschaft des zerstörten Hamburg. Der Alltag der Menschen ist von Mangel geprägt

ulfstein bild

Stadt der Bunkermenschen

Engländer kampieren auf den Wiesen. „Sie haben mit der Maschinenpistole in die Bäume reingeschossen und haben die Leute so vertrieben. Sonst wäre das Gehege ein Bau der Art und der Kettensäge geworden.“

Auch der Diebstahl von Kohle gehört zum Alltag. „Ganz Mutige“ lauern den Kohletransporten der Reichsbahn auf, wie Reuss in seinen Erinnerungen schreibt. „So zum Beispiel auf der sogenannten Verbindungsbahn zwischen dem Hauptbahnhof und dem Bahnhof Altona – insbesondere auf dem Streifen zwischen Lombardebücke und Sternbrücke.“ Immer wenn ein Zug vor einem Rotsignal halten muss, klettern – zumeist sind es Jungen – auf die Waggons und werfen die Kohle zum Aufsammlern hinunter. „Häufig waren die Züge der englischen Soldaten bewacht, sodass der Gebrauch von Schusswaffen nicht auszuschließen war.“ Eine andere Möglichkeit, an Koh-

len zu kommen, bieten die Schuten auf dem Isebekkanal. Diese sind oft mit Anthrazitkohle beladen. „Sie wurden bei Meinicke & Hertz angekauft und dempelpen bis zur Entladung für die Engländer und die Krankenhäuser leicht zugänglich auf dem Kanal herum“, schreibt Reuss.

Die deutsche Schutenwache wird dabei mit Zigaretten oder Alkohol bestochen. „Der Wachhabende, der ohne großen Scharfsinn den Grund unserer Visite begriff, verschwand in einer Art kleinen Kajüte im Vorschiff, um die Tauschware zu verstauben und am mal nach dem Ofen zu schauen“, berichtet Reuss. „Jetzt war Elbe geloten: Wir warfen richtige Anthrazitblöcke ans Ufer und stopften Taschen und Beutel mit kleineren Stücken voll.“ Dabei wird nach der Herkunft der Kohle vorzichtshalber nicht gefragt.

Gänse, Hühner oder Kaninchen auf dem Balkon zu halten, war völlig normal.

Die heute 80-jährige Margot Bergmann erinnert sich gut an den Einfallsreichtum, mit dem die Menschen versuchten, ihre Not zu lindern. „Es war normal, auf seinem Balkon Gänse, Hühner oder Kaninchen zu halten. Normal waren auch die drei mal vier Meter großen Beete in den Innenhöfen. Wer Parterre wohnt, hat Glück. Er kann das Fleckchen Erde umpflügen und mit Wurzeln, Tomaten, Kohlrabi oder Kartoffeln boglanzen.“

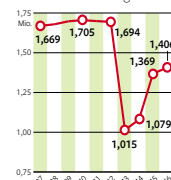
Anderer Städtler versuchen ihr Glück bei den Bauern im Hamburger Umland. Hier gibt es am besten die Möglichkeit, Lebensmittel gegen wertvolle Schätze aus dem privaten Besitz einzutauschen. Allerdings ist die „Vielfalt“ der Lebensmittel beschränkt: Kartoffeln, Porree und Strekrüben sind noch am ehesten zu bekommen.

Hamburgs Stunde null

Die Situation Hamburgs unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist Kern des Multimedialeprojekts *Hamburgs Stunde null*. Im Mai 1945 ist fast die Hälfte der Hansestadt zerstört. Rund 100.000 Hamburgerinnen und Hamburger haben ihr Leben verloren. Ausführliche Texte, Bilder, Grafiken und Videoaufnahmen vermitteln einen Überblick über die Situation vor 70 Jahren.

Wer Erinnerungen von Zeiteugen anschauen will, wird im Internet unter der Adresse daba.de fündig.

Die Einwohnerzahlen während des Zweiten Weltkriegs



Quelle: H.

bombe, Flüchtlinge aus Ost- und Westpreußen, Schlesien, Pommern, Sudetenland suchen eine Unterkunft. Sie werden „zunächst in Kasernen, Turnhallen, Nissenhütten und sonstigen Massenunterkünften untergebracht, sofern sie nicht mehr von den Wohnungsämtern als Untermieter in noch bestehende Wohnungen vermittelt werden konnten“.

Die heutige Max-Bräuer-Allee wurde, so berichtet Reuss, in jenen Tagen „Wilddeckerallee“ genannt, weil in den Unterküften und Kasernen die Familien sich „durch herabhängende Wolldecken voneinander abtrennen“. So gelang es ihnen, wenigstens einen Hauch von persönlicher Atmosphäre zu schaffen.

Ende 1945 leben 42.000 Hamburger in sogenannten Nissenhütten

Aus heutiger Sicht ist es kaum vorstellbar, wie viele Menschen in einzelnen, zumeist kleinen Zimmern und Räumen untergebracht wurden. „Tausende Hamburger Bürger lebten unter erbärmlichen Verhältnissen in Behelfsheimen oder als Bunkerbewohner“, schreibt Holtheim. „Die Belegung von Räumen mit bis zu 16 Personen war durchaus keine Seltenheit.“

Die britischen Besatzungstruppen versuchen der Wohnungsnot mit der Lieferung von Baracken, den sogenannten Nissenhütten, zu begegnen. Ende 1945 leben in derartigen Unterkünften rund 42.000 Hamburgerinnen und Hamburger.

In Hamburg werden an 29 Orten Nissenhütten aufgestellt. „Sie erhielten Holz- oder Zementfußböden und wurden, wenn irgend möglich, an das Wasser- und Kanalisationsnetz der jeweiligen Straßenzüge angeschlossen.“ Holtheim zufolge umfassten die Blöcke jeweils 30 Baracken, in denen insgesamt 540 Menschen untergebracht wurden. Die Versorgung erfolgte zumeist über Gemeinschaftsküchen. „Ein Ziel der Hamburger Bauverwaltung war es, in zwei Drittel aller Nissenhütten Familien unterzubringen, wobei dann jede Baracke zwei abgeschlossene Wohnungen mit elektrischem Licht und Wasserversorgung für zwei Familien haben sollte.“

Die Beiträge der Serie

- 28. 4. – Mit den Parzen kam der Frieden
- 29. 4. – Der Alltag kurz nach dem Krieg
- 30. 4. – Das halbe Hamburg ist zerstört
- 2. 5. – Am 5. Mai über die Elbbrücken
- 4. 5. – Der Neustädter

Ein großes Problem besteht darin, ins Umland zu kommen. „Wenn man Glück hatte, erwischte man einen Zug mit den alten preussischen Dreiachsler-Personenwaggons mit den zig Türen und am ganzen Waggon entlanglaufenden „Trittbrettern“, schreibt Reuss. Eine andere Möglichkeit besteht darin, während der Zeit des Krieges schwankt die Zahl der Bevölkerung in der Hansestadt beträchtlich. Bis 1943 sei ihre Einwohnerzahl aufgrund von Wehr- und Arbeitsdiensten um rund 150.000 Personen gesunken, schreibt der Mitarbeiter der Baubehörde, Arthur Döhl, in einem Überblick über die Kriegsschäden in Hamburg. „Die Großangriffe im Juli 1943 bewirkten eine fluchtartige Verminderung der Bevölkerungsbestandes, und die Bevölkerungsziffer sank auf rund 800.000 Per-

sonen herab, also auf die Hälfte des Vorkriegsbestandes.“

Allerdings kehren nach den schweren Bombenangriffen viele Hamburger in ihre Stadt zurück, sodass Ende des Jahres 1945 schon wieder 1,3 Millionen Einwohner in Hamburg wohnten. Das Problem: Es fehlt an allen Ecken und Enden an Wohnraum. „Während in der Vorkriegszeit im Durchschnitt 3,1 Personen je Wohnung untergebracht waren, wohnten 1946 durchschnittlich 6,5 Personen in einer Wohnung.“ Die Folgen sind „an sozialer, hygienischer, psychologischer und politischer Hinsicht“ erheblich.

Diese ohnehin schwierige Situation wird noch dadurch verschärft, dass viele Hamburgerinnen und Hamburger, die während des Krieges über das gesamte Deutsche Reich verteilt worden waren, jetzt nach Hamburg zurückkehren. Da hilft es auch nicht, dass die Besatzungsmächte vereinbart haben, niemand dürfe in eine andere Besatzungszone übersiedeln. Das erhöht nur die Zahl der Menschen, die sich illegal in Hamburg aufhalten.

Es ist aber nicht nur der Mangel an Wohnraum, der die Menschen plant. Weil große Teile Hamburgs zerstört sind, ist innerhalb der Stadt eine Unwacht entstanden. Viele Menschen müssen in den Handgebeten Hamburgs untergebracht werden. Einige – vor allem innerstädtische – Stätte haben fast 100 Prozent der Bevölkerung verloren, während die ländlichen Ortsteile 100 Prozent und mehr Bevölkerungszunahme verzeichnen.

Reinhard Reuss erlebt als Neunjähriger in der Isestraße das Ende des Krieges. Nach der Kapitulation war Hamburg geprägt durch eine unschreibliche Wohnungsnot“. Ausge-

Albert Schäfer – ein mutiger Unternehmer

Albert Schäfer, der Generaldirektor der Hamburger Phoenix-Gummiswerke, gehörte zu den drei Männern, die am 30. April 1945 zu der Elbe liegenden britischen Truppen aufmachten. Eigentlich sollten sie, neben Schäfer sind Stabsarzt Professor Hermann Burdach und Leutnant Otto von Lann dabei, das Besetzung des Hamburger Lazarets aufhören.

Doch dann entwickelten sich die Gespräche zum Auftakt der Verhandlungen, die die Kapitulation Hamburgs endeten. Albert Schäfer hat daran großen Anteil. Als 1946 war der Unternehmer Präsides der Handelskammer Hamburg und wies 1951 und 1954 Präsides des Deutschen Industrie- und Handeltages. Schäfer starb 1971. Familien-Archiv Schäfer

dass die Briten mit dem Besetzung des Hamburger Lazarets aufhören.

Wahnsinnsangebote!!!

PLÖB Nur solange der Vorrat reicht!!!

Frühlings-Knallerpreise im Lagerverkauf!

Gartenmöbel aus Teak (und vieles mehr) in Hülle und Fülle!
Angebote gültig vom 02.05.2015 – 15.05.2015
 Sichern Sie sich einzigartige Gartenmöbel, zu sensationellen Preisen!

Klapptisch
 Eco Teak natur
 L/B/H 120x70x75 cm
STAFF-79,-

Klapptbank
 Teak natur
 B/H 120x70x102 cm
STAFF-209,-

Sesseln
 Kunststoffgeflecht
 honey inkl.
 Polster
 Aluminiumrahmen
 B/H 65x65x83 cm
STAFF-219,-

Auszugstisch
 oval/Teak natur
 L/B/H 150(210)x100x75 cm
 mit Synchronauszug
 und integrierter Klappeneinlage
STAFF-719,- **39%***

Sonnentische
 ECO TEAK
 MIT RÄDERN UND
 TABLETT
 B/H 200x70x36 CM
STAFF-319,- **19%***

Öffnungszeiten: Mo - Fr von 10:00 - 17:00 Uhr und samstags von 10:00 - 14:00 Uhr
 *Dienstag: LaSalle.de • 10285 Berlin • Tel: 030 31 91 77 • E-Mail: info@plob.com • Internet: www.plob.com

Serie: Am 3. Mai vor 70 Jahren war in Hamburg der Zweite Weltkrieg zu Ende. Auch wenn viele Strecken des öffentlichen Verkehrs beschädigt waren, fuhren U- und Straßenbahn schon wenige Tage nach der Kapitulation wieder.
Von *Oliver Schirg*

Ab zwölf Uhr galt am 3. Mai 1945 für alle Straßen- und U-Bahnen sowie die städtischen Omnibusse und die Eisenbahn ein Fahrverbot. Diese Anweisung der Engländer wurde zwar schon am Tag nach dem Einmarsch der Besatzungstruppen wieder aufgehoben. Allerdings machten verschüttete Straßen einen regelmäßigen Verkehr – egal ob auf den Straßen oder auf Schienen – zunächst kaum möglich. Vor dem Krieg gab es in Hamburg etliche Hundertmeter lange Straßenbahn. Hinzu kamen die U-Bahn-Ringlinie mit ihren Abzweigungen in die wichtigsten Stadtviertel und ein regelmäßiger Linienbetrieb der Alsterschiffe sowie Vorortbahnen.

Es sollte fünf Tage dauern, bis am 8. Mai die erste U-Bahn wieder fuhr. Wie Marcus Schomacker auf seiner Internetseite [„Hamburger-Untersgrundbahn.de“](http://hamburger-untersgrundbahn.de) schreibt, verkehrten Züge auf folgenden Strecken: a) nordwestlicher Ring zwischen Barmbek und Sternschanze, b) Kelljung-Langenhorn zwischen Ochsenzoll und Jungfernstieg, c) Walddorfer zwischen Ohlsdorf und Jungfernstieg, d) in Richtung Eimsbüttel zwischen Osterstraße und Hellkamp.

Die Züge hielten nicht in Sierichstraße, Christuskirche, Habichtstraße und Klein-Borstel, da diese Stationen erheblich beschädigt waren, schreibt Schomacker. Die Walddorferzüge wiederum fuhren zunächst nach Barmbek, dann zur Kelljungstraße und von dort weiter zum Jungfernstieg. Die Fahrt über die Station Mundwurg war nicht möglich.

Wohl viele Menschen in weniger zerstörten Randgebieten Hamburgs lebten, war es wichtig, nach der Kapitulation rasch den öffentlichen Verkehr wieder in Gang zu bringen. Bereits am 5. Mai war zwischen Blankenese und Poppenbüttel der S-Bahn-Betrieb – wenn auch behelfsmäßig – wieder aufgenommen worden.

Ein Problem ergab sich dadurch, dass die britische Besatzungsverwaltung vor allem in Harvestehude angesiedelt wurde. Bei allen U-Bahn-Zügen, die durch Harvestehude fahren, musste auf Weisung der Briten die Besatzung eines jeden Zuges für Englander Linien bleiben. Die Regelung, die deutschen Zivilisten die Mitfahrt in diesen Abteilen untersagte, galt bis weit in den August 1945 hinein.

Grundsätzlich hatten Besatzungsanghörige in öffentlichen Verkehrsmitteln freie Fahrt, schreibt der Historiker Michael Ahrens in seinem Buch *„Die Briten in Hamburg – Besatzer 1945-1958“*. „Im Juli 1945 ordnete die Militärregierung an, dass für Soldaten stets die Vorderrampfen der Straßenbahnwagen frei zu halten waren. Entsprechende Hinweisschilder der Hochbahn waren an allen Wagen angebracht.“

Ähnliche Regelungen galten in S-Bahnen. Dort waren jeweils ganze Abteile (Compartments) für Britische



Das zerstörte Stadthaus und Brücke nach dem Ende des zweiten Weltkrieges. Viele Straßen waren schwer beschädigt. Doch U- und Straßenbahnen sollten rasch wieder ihren Betrieb aufnehmen. *Voltaga Germany*

Am 8. Mai fuhr wieder die U-Bahn

Angehörige reserviert, die, egal, wie voll besetzt die Bahnen waren, nur von Briten genutzt werden durften“.

Bis zur Wiederaufnahme des Straßenbahnbetriebes dauerte es einige Tage länger. „Am 16. Mai verkehrten die ersten Straßenbahnen“, sagt Daniel Frahm, Historiker bei der Hochbahn. Insgesamt rollten die Bahnen auf 14 Strecken wieder.

Allerdings wurde in den darauf folgenden Wochen rasch deutlich, dass angesichts des Mangels an Kohle nicht ausreichend Elektrizität zur Verfügung gestellt werden konnte. So verhängte die Engländer am 22. Juli 1945 eine sonntägliche Betriebsruhe von 10 bis 16 Uhr – im gesamten Netz“, schreibt Schomacker.

Viele Fahrbussen wurden zum Transport von Schutt eingesetzt

Auch der Fahrverkehr lag daneuer. Vor dem Krieg gab es im Hamburger Hafen einen eng getakteten Liniendienst. In den ersten Wochen nach der Kapitulation konnten keine Fähren fahren, weil Teile des Hafengebietes noch vermint waren“, sagt Frahm. In den Hafenbecken lagen zudem an vielen Stellen Schiffswracks. Hinzu kam, dass viele „Fahrbussen“ nach dem Krieg requiriert und zum Transport von Material verwendet wurden.

Nach Angaben von Arthur Dähn von der Hamburger Baubehörde erlitten die Anlagen der Deutschen Reichsbahn und der Hamburger Hochbahn besonders schwere Zerstörungen an den Brücken. „So wurden etwa 20 Bahnbrücken völlig zerstört und 40 Bahnbrücken so stark beschädigt, dass sie erst nach Durchführung umfangreicher Wiederherstellungsarbeiten befahrbar wurden.“

Hamburgs Stunde Null

Die Situation Hamburgs unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist Kern des Multimediaprojekts hamburgstundennull.de. Ausführliche Texte, Grafiken, Bilder und Videoaufnahmen vermitteln einen Überblick über die Situation vor 70 Jahren.

Die bisherigen Serienteile finden Sie unter abendblatt.de/stundennull

Der NDR erzählt unter der www.ndr.de/liebesleben/packende-Geschichten aus jener Zeit.

Hinzu kam, dass etwa 90 Kilometer Gleise und 300 Weichen dem Bombenangriffen zum Opfer gefallen waren. Besonders leicht hatte die Eisenbahninfrastruktur auf dem Gelände des Hafens. „Die Gleisanlagen ‚Veddeler Damm‘ waren durch Luftangriffe schwer getroffen worden“, schreibt Michael Ahrens. Das beeinträchtigte den Gütertransport an die Liegeplätze.

„Bei der U-Bahn traten größere Zerstörungen ein, so dass die Linie Hauptbahnhof/Rothensborg völlig ausfiel und der Ring zwischen Barmbek und Berliner Tor nicht befahren werden konnte“, schreibt Dähn. Tunnelanlagen waren durch Vollerfrier teilweise außer Betrieb gesetzt worden.

„Die U-Bahn in der Mönckebergstraße war ebenso wie die U-Bahnhaltestelle Christuskirche in Eimsbüttel durch einen direkten Bombentreffer so beschädigt, das dort keine U-Bahn fah-

ren bzw. halten konnte“, sagt Frahm. Die Haltestelle an den Landungsbrücken wiederum war gleich zwei Mal von Bomben getroffen worden. Ohne ihn galten die südlichen Teile der Ringlinie als schwer in Mitleidenschaft gezogen. „Der Bereich an der Elbe unweit des Hafens war nicht befahrbar.“

Nicht weniger schwer fiel ins Gewicht, dass gut ein Drittel der U-Bahnwagen im Krieg zerstört wurden. „Unregelmäßige waren noch 1944 die Untergestelle von 100 U-Bahnwagen nach Görzitz transportiert worden, damit sie dort wieder aufgearbeitet werden konnten“, schreibt Hartmut Hohlbein in seinem Buch *„Hamburg 1945 – Krisensende, Not und Neubeginn“*.

Hinzu kam, dass ein Drittel der Straßenbahnwagen und Werkstätten im Krieg zerstört wurde, sagt Frahm. 500 von 1600 Straßenbahnwagen fehlten, und eine Vielzahl der Werkstätten im Krieg konnten nicht oder nur teilweise genutzt werden.“

Letztlich war auch die Personalfrage oftmals schwer zu beantworten. Rund 1500 Arbeitskräfte wurden für die verschiedenen Bereiche gesucht. Erschwerend kam hinzu, dass auf Anweisung der Briten 553 Mitarbeiter entlassen wurden, die nach dem 1. April 1953 in die NSDAP eingetreten waren, schreibt Marcus Schomacker.

Wie schwer der Ausfall der Straßenbahn die Stadt traf, lässt sich daran erkennen, dass sie für den Wirtschaftsverkehr und die Beseitigung von Trümmern von großer Bedeutung war. Der Rathausmarkt galt beispielsweise als zentraler Paketumschlagplatz. „Pakete wurden dort so wie andere Wirtschaftsgüter mit der Straßenbahn zu verschiedenen Punkten der Stadt befördert“, schreibt Hohlbein.

Damit möglichst rasch wieder U- und Straßenbahnen regelmäßig fahren konnten, wurde bei den Aufräumungsarbeiten besonderes Augenmerk auf zentrale Straßenzone gelegt. „Die Räumung der Ferdinandsstraße machte es endlich möglich, die Straßenbahnlinien 16, 18 und 22 wieder über den Rathausmarkt zu führen“, schreibt Hohlbein. Auf intakten Strecken galt es, einen regelmäßigen Verkehr von U- und Straßenbahnen im 15-Minuten-Takt zu gewährleisten.

Schon im Juli 1945 waren die Schäden an den Oberleitungen großteils behoben. Zwar konnte von einem regulären Betrieb für die ganze Stadt keine Rede sein, aber bereits im Juli 1945 waren die Schäden an Straßenbahngleisen und Oberleitungen weitgehend behoben, schreibt Hohlbein. Bei der Instandsetzung von beschädigten Strecken hat man einen Teil der benötigten Materials aus Rothensborg genommen, indem man dort die zerstörte Linie demonsterte“, sagt Frahm.

Von großer Bedeutung war die Aufnahme der täglichen Bahnverbindung zwischen dem Hamburger Hauptbahnhof und dem Süderberaum Mitte Juli 1945. „Um möglichst viele Personen zwischen Harburg und Hamburg befördern zu können, setzte die Reichsbahn die für die Hamburg-Lübeck-Büchener-Eisenbahn gebauten doppelgleisigen Wagen ein“, schreibt Hohlbein.

Bei den Straßen waren die Zerstörungen noch größer als bei der Straßen- und der U-Bahn. Sie seien an 4300 Stellen beschädigt gewesen, fand Dähn heraus. So galten rund 250000 Quadratmeter Straßenfläche als zerstört. „Die Schäden ergaben sich aus Sprengbomben, die das Straßenpflaster auf-

sen; durch Hitzeeinwirkungen im Festerturm, die das Granitpflaster aufbrechen ließen, und durch herabstürzende Gebäudetrümmer, die Straßen und Fußwege beschädigten.“

Die ersten Fortschritte im öffentlichen Leben nach dem Zusammenbruch des Nazi-Regimes und der Besetzung durch die Engländer zeigten sich bereits im Sommer. Dazu gehörte die Freigabe von 500 Telefonanschlüssen für auswärtige Gespräche durch die Engländer. Die Nachfrage hielt sich allerdings in Grenzen. Lediglich 24 Interessenten gab es, so dass die meisten Anschlüsse der Verwaltung und der Handelskammer überlassen wurden.

Auch die Wiedereinrichtung der Schulen am 6. August 1945 – jene, die nicht zerstört waren, hatten in den ersten Nachkriegswochen als Notunterkunft gedient – war ein solches Zeichen. Hohlbein zufolge wurden in der zweiten Augustwoche rund 150 Schulgebäude wiedereröffnet. In etwa 1000 Schulklassen lernten rund 50000 Kinder. Zuvor hatte die Militärregierung 1000 Lehrern die Befugnis für den Unterricht erteilt. Die Eröffnung der Schulen hatte für viele Familien einen positiven Nebeneffekt, wie Reinhard Reuss in seinen Erinnerungen schreibt: die von den Engländern ins Leben geführte regelmäßige Schulpflichtung.

Die Beiträge der Serie

- 28. 4. – Mit den Planeten kam der Frieden
- 29. 4. – Der Alltag kurz nach dem Krieg
- 30. 4. – Das halbe Hamburg ist zerstört
- 2. 5. – Am 8. Mai fährt die U-Bahn wieder
- 4. 5. – Der Nachjäger

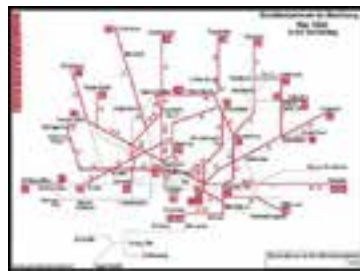
Otto von Laun

Otto von Laun ist wohl eher durch einen Zufall zu einem der drei Männer geworden, die den Weg für die Kapitulation Hamburgs am 3. Mai 1945 ebneten. Am Nachmittag des 28. April 1945 besuchte der junge Leutnant seine Eltern. Sein Vater, der anerkannte Staatsrechtler Rudolf von Laun, hatte gerade Besuch von dem Kinderarzt Prof. Hermann Burckhard, der im Bereich Harburg als Divisionsarzt eingesetzt war. Burckhard bat um Rat,



wie man sich als Parlamentär verhalten solle. Er wollte die Engländer bitten, das Lazarett Harburg nicht mehr mit

Artillerie zu beschießen. Otto von Laun spricht fließend englisch und bietet sich als Dolmetscher an. Im Gasthof Hobeufst bei Appeltshüt an heutigen B75 treffen die Parlamentäre auf Captain Tom Lindsay, der im Verlaufe des Treffens fragt, ob Hamburg bereit sei, zu kapitulieren. Nach dem Krieg arbeitete Otto von Laun als Rechtsanwalt. Im Alter von 35 Jahren starb er im Jahr 2000 in seinem Wohnort Ahrensburg.



Zeitzeugen. 70 Jahre danach

Die Uhr läuft ab. Die Zeitung nutzt die vorletzte Chance, Menschen zu befragen, die die Ereignisse vor 70 Jahren bewusst miterlebt haben. Nicht jedes Telefonat führt zum Erfolg, aber die Reporter fördern Geschichten zu Tage, die bisher nicht bekannt waren.

Am Anfang war der Aufruf

Wie haben unsere Leser das Kriegsende und den Wiederaufbau erlebt? Diese Frage stand am Anfang der Serie, die wir folgerichtig mit einem Aufruf Ende Januar 2015 in der Lokalausgabe Ulm der SÜDWEST PRESSE starteten – und zwar mit Bildern der beiden zerstörten Städte Ulm und Neu-Ulm und einem Foto von fünf jungen Burschen, die im Sommer 1945 Backsteine für den Wiederaufbau putzen.

Um 9 Uhr am Erscheinungstag klingelte das Telefon, um 10 Uhr hatten wir die Namen von vier der fünf Burschen und mehrere Geschichten: die der Backsteinputzer und die der Flakhelfer- und Volksfront-Generation, die mit Karabinern und Panzerfäusten sich den auf Ulm vorrückenden US-Amerikanern und Franzosen entgegenstellen sollten.

Nicht alle der rund 30 Telefonate führten direkt zu einer Geschichte, oft kam sie über Umwege zustande und erforderte viel Recherchearbeit wie beispielsweise der Artikel „Unvergessen bleibt die Nacht“. Aufgrund spärlicher Informationen – eine der betroffenen Familien wollte trotz einer ersten Zusage kein weitergehendes Gespräch vereinbaren

(„Lassen Sie das doch ruhen, das reißt alte Wunden auf“) – war eine Fahrt ins Staatsarchiv Ludwigsburg nötig, um dort die Quellen, also die 1948 vor Gericht gemachten Aussagen, einzusehen und die Geschichte doch zu schreiben. Weil sie einfach für die Gemeinde Illerkirchberg, die sich aus Unter- und Oberkirchberg zusammensetzt, von Bedeutung ist. Am Jahrestag der Exekution fand am Ort des Verbrechens eine Gedenkveranstaltung statt.

Wochen nach dem Aufruf klingelte eines Abends das Telefon. Am anderen Ende war eine US-Amerikanerin mit Ulmer Wurzeln. Ob wir Interesse hätten, sie könne eventuell den Kontakt zu einem GI herstellen, der mit seinem Regiment am 24. April 1945 in Ulm einmarschiert war. Ja, wir hatten Interesse – und der 91-jährige Myron Roker wurde eingeflogen. Verrückt, aber wahr. Er brachte Geschichten und Fotos mit und natürlich seine Uniform, in der er sich ganz stolz ablichten ließ.

Es ergaben sich aber auch ganz andere Artikel. Ein Leser hatte die Geschichte Ulmer Juden recherchiert, denen es gelungen war zu emigrieren und die in der

US-amerikanischen oder britischen Uniform nach Deutschland zurückkehrten. Im Fall von Peter Ury nach Ulm.

Elsa Koch berichtete von ihrer Flucht aus Ungarn und ihrer Ankunft in der Ulmer Kienlesbergkaserne, eine Zwischenstation für mehr als 250.000 Flüchtlinge in den Nachkriegsjahren. Elsa Koch blieb in der Region hängen, sie lebt heute 15 Kilometer von Ulm entfernt.

Den Abschluss der Serie bildeten die Erinnerungen des Kriegswaisen Otto Schübler, der Ende 1943 seinen Vater an der Ostfront und am letzten Kriegstag in Ulm seine Mutter und Schwester verloren hat. Elf Jahre war er damals alt, an diesem ersten Weihnachten nach dem Krieg, und wie er sich fühlte, obwohl die Großeltern ihn aufgenommen hatten, zeigt der Titel der Geschichte: „Ich war allein auf der Welt“.

Rudi Kübler

Noch Fragen?

Rudi Kübler, Telefon: 0731/156 564, E-Mail: r.kuebler@swp.de

ZEITZEUGEN
70 Jahre danach



Der junge Eugen Behr – er stand kurz vor seinem 17. Geburtstag, als er in der Unterkirchberger Schreckensnacht zusammen mit Georg Gerlach und Georg Hermann ermordet wurde. Im Hintergrund ist der kleine Gedenkstein zu sehen, den die Gemeinde Illerkirchberg vor zehn Jahren im Gedenken an die drei Opfer hat aufstellen lassen. Foto: Franz Glogger

„Unvergesslich bleibt die Nacht“

Stunden vor Kriegsende lässt der Unterkirchberger Ortsgruppenleiter drei Männer exekutieren

Rein zufällig kam mir zur Kenntnis, dass der ehemalige Ortsgruppenleiter in Unterkirchberg, Anton Nothelfer, sich auf freiem Fuß befindet... es ist unerträglich zu wissen, dass in unserer unmittelbaren Umgebung Mörder frei herumlaufen können, die in den Tagen des Zusammenbruchs drei bzw. vier Menschen erschießen ließen.“ Dieses Schreiben vom Juni 1948 an die Spruchkammer Ulm-Land setzte ein Verfahren in Gang, das ohne Willi Sauter wahrscheinlich nie aktenkundig geworden wäre. Der damalige Ulmer SPD-Stadtrat saß selber im KZ, er wusste, was die Nazis Andersdenkenden angetan hatten. Er zeigte Ortsgruppenleiter Nothelfer an, der unmittelbar vor Kriegsende, genau in der Nacht vom 23. auf 24. April 1945, die Hauptrolle in einem Drama spielte, das Unterkirchberg erschütterte. Weil an dessen Ende drei Männer tot am Boden lagen, exekutiert am Ortsrand: Adler-Wirt Georg Gerlach, Schmied Georg Hermann und der erst 16-jährige Eugen Behr.

So in Kürze die Geschichte, die der Lehrer Erwin Weiß 1953 in der Ortschronik dokumentiert hat – die aber in Teilen der Korrektur und der Ergänzung bedarf. Unter anderem irrt Weiß in zwei wesentlichen Dingen: Erstens fand die Schreckensnacht bereits vom 23. auf den 24. April 1945 statt – und nicht, wie er schreibt, 24 Stunden später. Das belegen eindeutig sämtliche Aussagen im Spruchkammerverfahren, die im Staatsarchiv Ludwigsburg verwahrt werden. Zweite han-

delt es sich nicht um ein Unglück, sondern um „ein Verbrechen wider die Menschlichkeit“, wie es im Mitte November 1948 gefällten Urteil gegen Nothelfer heißt.

Die Vorgeschichte. US-amerikanische und französische Truppen rückten vor. Teils kam es in den Dörfern westlich von Ulm zu Schusswechseln, teils wurden weiße Fahnen geschwenkt als Zeichen der Kapitulation. Letzteres kam für Ortsgruppenleiter Anton Nothelfer nicht in Frage. Der gelehrte Zimmermann, geboren 1899, seit 1932 Mitglied der NSDAP und Unterkirchberger Ortsgruppenleiter, gilt als strammer Nazi. Der Vater von vier Kindern, 1,69 Meter groß, graumelierte Haare, so die Personenbeschreibung bei seiner Verhaftung, wird von den Zeugen als „radikal, brutal und fanatisch“ beschrieben. Nothelfer habe sich „in seinem Größenwahn eingebildet, bald so viel zu sein wie Hitler selbst“, Unterkirchberg zu verteidigen „bis auf den letzten Stein“ – diesen Befehl gibt der Volkssturmführer aus. Diese Order geht wie ein Lauffeuer durchs Dorf, auf jedem Hof, in jedem Haus wird darüber erregt gesprochen...

Die Verweigerung. „Der Feind hatte im Dorf keinen nennenswerten Schaden angerichtet“, schreibt Chronist Weiß, um im nächsten Satz den Wahnsinn des Nothelferschen Untfangens mit einer Zahl zu belegen: Ganze sieben italienische Gewehre standen zur Verteidigung bereit – und die konnte nicht jeder Volkssturmmann bedienen“. Was für ein Wahnsinn! Das

Dorf würde zerstört, Männer, Frauen und Kinder kämen ums Leben, und alles wegen dieses unsinnigen Befehls. Vielleicht lässt der Ortsgruppenleiter ja mit sich reden? 20 bis 25 Unterkirchberger, alte und junge Volkssturmmänner, Parteigenossen und Soldaten des Ersten Weltkriegs, machen sich auf den Weg zu Nothelfer. Landwirt Josef Behr, der Vater des 16-jährigen Eugen Behr, der Stunden später erschossen wird, gab in seiner Zeugenvernehmung zu Protokoll: „Hans König (der örtliche Busunternehmer – Anm. d. Red.) sagte ihm wörtlich vor uns versammelten Männern:

Nothelfer: Der Ort wird verteidigt, ihr feigen Hunde!

„So, jetzt erklär' dich hier, ob du den Ort verteidigst.“ Nothelfer erwiderte darauf dreimal: „Der Ort wird verteidigt, ihr feigen Hunde.“

Die Festnahme. Die Männer sind erobert, es kommt zu Handgreiflichkeiten. Sie ohhrigen den Ortsgruppenleiter, nehmen ihm die Waffe ab und stoßen ihn die Treppe hinunter. Nothelfer blutet. Der Spruchkammer erschien es aber unwesentlich, wer den Betroffenen geschlagen hatte. In der Urteilsbegründung heißt es: „Fest steht, dass die Männer den Betroffenen im Rathauskeller in Sicherheitsverwahrung nehmen wollten, um schlimmes Unheil für ihr Dorf zu verhüten.“

Der Tumult. Die Abordnung kommt nicht weit mit ihrem Gefangenem, schon nach ein paar Metern wird die Gruppe von Titus Nothelfer, dem Bruder des Ortsgruppenleiters, angehalten. Er schreit: „Heil Hitler, was geht hier vor?“ Karl König (Bruder von Hans König und ebenfalls Busunternehmer – Anm. d. Red.) antwortet: „Aus ist's mit Heil Hitler!“ Worauf es zu einer Schlägerei kommt. Als plötzlich mehrere Soldaten auftauchen, erkennt Anton Nothelfer die Gunst der Stunde; er, der Ortsgruppenleiter, macht die Wehrmachtstreppe auf seine Verhaftung aufmerksam. Ein Tumult entsteht, in dessen Verlauf ein Soldat erschossen, ein weiterer verletzt wird. Laut Aussage von Sebastian Schindler, der Ortsabordnung gehörte, schreit Nothelfer den Soldaten in höchster Erregung zu: „Hängt die Lumpen auf!“ Als weitere Soldaten erscheinen, schlagen sich die Unterkirchberger, die Dunkelheit nutzend, in die Büsche.

Das Antreten. Irgendwann zwischen 22 und 23 Uhr läuft Hans Weidmann durchs Dorf, der Amts-

diener schellt mit der Glocke. Alle Männer zwischen 17 und 70 müssen um 23 Uhr vor der Wirtschaft „Adler“ antreten, „wer nicht erscheint, wird erschossen“. Rund 60 Männer und Burschen treten vor der Wirtschaft an, in Zweierreihe. Ein SS-Offizier, der die Soldaten befehligt, lässt die Unterkirchberger Männer vor das Haus des Ortsgruppenleiters marschieren. „Nothelfer ging die Front ab und suchte sich verschiedene Leute heraus, unter anderem auch meinen Sohn Eugen, der neben mir stand, packte ihn bei der Brust und zog ihn aus dem Giebel“, gab Josef Behr später an. Was sein „16-jähriger harmloser Sohn, fast noch ein Kind“, verbrochen haben soll, ist ihm nicht klar. Er selber wird verschont, „nein, du warst nicht dabei“, habe Nothelfer gesagt. Mit dem jungen Eugen Behr werden Georg Gerlach und Georg Hermann sowie Karl Schlegel, Sebastian Schrof und Günter Schnell abgeführt – zur Vernehmung, verurteilte Behrs Väter. Er sieht seinen Sohn zum letzten Mal lebend.

Die Exekution. Schlegel und Schrof werden brennend, Schnell überlebt auf wundersame Weise die Hinrichtung. In seiner Vernehmung beschrieb er später diese „letzten Minuten“. Ein Verhör habe nicht stattgefunden; er, der sich erklären will, weil er Soldat ist, wird vom Oberleutnant der SS mehrmals ins Gesicht geschlagen. „Er erklärte uns dann, dass mit Verbrechen wie mit Verbrechen gehandelt werde. Wir wurden vor einem etwa drei Meter hohen Rain aufgestellt... vor jedem von uns stand ein SS-Mann in einem Abstand von zirka drei Metern. Fälschlich kommandierte der Oberleutnant: „Entsichern – Feuer frei!“ Schnell überlebt, weil er sich sofort nach dem Kommando fallen lässt, aufspringt und auf den Offizier losgeht. Er wird zwar überwältigt, kann sich aber endlich als Soldat zu erkennen geben. Der Oberleutnant brüllt ihn an, er solle abhauen. Die Toten bleiben liegen, die ganze Nacht über. „Ich fand meinen Sohn Eugen erst am nächsten Morgen tot auf“, so die Aussage von Josef Behr.

Der Prozess. Die Beweislage ist erdrückend in der Verhandlung vor der Spruchkammer, die am 16. und 17. November 1948 in Ulm stattfindet. Nothelfers Verteidiger hatte in einer mehrseitigen Einlassung vor dem Prozess die Unschuld seines Sohns Eugen betont, in seiner Stellung als örtlicher Volkssturmführer hatte er selbst die Sinnlosigkeit einer Verteidigung Unterkirchbergs eingeschätzt & schon vor den Ausschreitungen die entsprechenden Befehle zur Kapitulation erteilt“. Un-

ter anderem soll Nothelfer am Nachmittag des 23. April Volkssturmbanden verbrannt haben. Der „Volksaufstand“ gegen Nothelfer sei längst geplant und grandios inszeniert worden, beziehungsweise aus „persönlicher Gehässigkeit“ der Brüder König und der anderen. Oberhaupt sei der ehemalige Ortsgruppenleiter „die Anhänger der NS-Gewaltherrschaft gewesen. Er hat weder Andersdenkende geschädigt noch verpflichtet oder brutal gehandelt“. Die Kammer sieht Nothelfer dagegen als Alleinverantwortlichen für die Erschießung. Er habe Sühne gesucht für die Misshandlung an ihm selber. „Ohne Vernehmung, ohne Verhandlung wurden die Männer in Gegenwart des Ortsgruppenleiters Nothelfer wie Bestien über den Haufen geknallt“, heißt es in der Urteilsbegründung. Die Kammer folgt damit der Auffassung der Witwen Gerlach und Hermann. Sie sei überzeugt, hatte Sofje Gerlach ausgezogen, „dass mein Mann nur aus Hass vom Ortsgruppenleiter zum Erschießen herausgezogen wurde und dass ihm dieser Mord eine Genugtuung

Sofje Gerlach: Der Mord war ihm eine Genugtuung

war“ und Pauline Hermann: Wer ihren Mann erschossen und wer den Befehl dazu gegeben habe, wisse sie nicht. „Die Schuld geht ich einzig und allein dem Nothelfer. Nicht zuletzt, weil der Ortsgruppenleiter die Häuser von Hans und Karl König, die beide geflüchtet waren, in derselben Nacht hatte niederbrennen lassen, wird der damals 49-jährige verurteilt: zu acht Jahren Arbeitslager, um Wiedergutmachungs- und Aufbauarbeiten zu verrichten.“

Die Erkrankung. Nothelfer leidet an offener Tuberkulose, die er sich wahrscheinlich in einer Lagerzucht zugezogen hat. Die US-Amerikaner griffen ihn, der sich aus dem Staub gemacht hatte, auf und internierten ihn von März 1946 an zunächst in Darmstadt, dann bei Nürnberg und in Regensburg. Ende Januar 1948 wurde er wegen seiner offenen TB entlassen. In einer Berufungsverhandlung, die Nothelfers Anwalt 1950 angestrengt hat, wird das Urteil der Spruchkammer bestätigt. Ein Gnadengesuch wird abgelehnt, der Antrag auf Wiederaufnahme ebenfalls. Die Haft im Arbeitslager muss Anton Nothelfer wegen seiner Erkrankung nie antreten. Er stirbt 1955 in Nersingen.

Die Ortschronik vermerkt zu jenem Verbrechen im April '45: Unvergesslich bleibt die Nacht. RUDI KÜBLER

„Diese Nacht dürfen wir nicht vergessen“, sagt Karl Schlegel von der Interessengemeinschaft Heimat und Geschichte Illerkirchberg. Zusammen mit der Gemeinde veranstaltet die Interessengemeinschaft am Freitag, 24. April, eine kleine Feier an der Gedenktafel am Ortsausgang Richtung Oberkirchberg. Beginn ist um 18 Uhr. Foto: Rudi Kübler

ZEITZEUGEN
70 Jahre danach



Die Schul- und Flakkameraden vom 2. Zug der Batterie 6/VII vor dem Portal der Kepler-Oberschule in der Ulmer Ölgerstraße. Wolfgang Finkbeiner ist der Zweite von links in der mittleren Reihe. Das Bild entstand im Sommer 1944, die Schule wurde in der Bombennacht des 17. Dezember 1944 zerstört – nur das Portal blieb stehen. Das Foto oben zeigt den heute 87-jährigen Wolfgang Finkbeiner.

Foto: Sammlung Manfred Eger/Privat

„Es ging ums reine Überleben“

Wolfgang Finkbeiner über die letzten Kriegstage und seine Zeit in Gefangenschaft

Wir waren gläubig bis zum Schluss, wir kannten nichts anderes, nichts anderes als den Nationalsozialismus.“ 1933, als Hitler an die Macht kam, war Wolfgang Finkbeiner fünf Jahre alt. Er war beim Jungvolk, dann bei der HJ, im Alter von 15 Jahren Luftwaffenhelfer bei der Heimatflak – und mit 17, als der Krieg vorbei war, in amerikanischer Kriegsgefangenschaft. Was das NS-Regime aus Kindern und Jugendlichen gemacht hat, wie die NS-Führer Begeisterungsfähigkeit, Pflichtbewusstsein und Mut der jungen Menschen ausgenutzt hat, war ihm lange Jahre nicht bewusst. „Wir sind von einer skrupellosen politischen Führung missbraucht worden.“

Die Erkenntnis, Kanonenfutter gewesen zu sein, setzte bei Wolfgang Finkbeiner spät ein – selbst im März 1945 wollte er sich noch freiwillig melden. Dass der Krieg bald beendet sein würde, lag außerhalb seiner Vorstellungskraft. Den Durchhalteparolen, die unter anderem auch Radio Werwolf verbreitete („Hass ist unser Gebet, Rache unser Feldgeschrei“, „Lieber tot als rot“), schenkte er bis zuletzt Glauben.

Zu diesem Zeitpunkt war er als Luftwaffenhelfer entlassen worden und aus dem Schwarzwald, wo er gemeinsam mit gleichaltrigen Kameraden ein Eisenbahnviadukt gegen feindliche Tieffliegerangriffe schützen sollte, nach Neu-Ulm zurückge-

Wir kannten nichts anderes als den Nationalsozialismus



Wolfgang Finkbeiner als Luftwaffenhelfer – das Foto stammt aus dem Jahr 1944. Foto: Privat

Marsch an, wie Finkbeiner in seinen Erinnerungen schreibt.

Immer neue und andere Truppteile des Heeres in den unterschiedlichsten Uniformen stießen hinzu: Feldzug, Fliegerblau oder khaki, Truppteile der Infanterie, der Artillerie, vereinzelt Angehörige der SS ... und neben der Kräfte weggegriffene Gasmaskendosen, immer wieder Gewehre, Tornister und Gepäckstücke, sogar Panzerfäuste.

Geschlafen wurde tagsüber im Wald, marschiert wurde nachts. Die Luftüberlegenheit der alliierten Tiefflieger, die auf alles schossen, was sich bewegte, ließ nichts anderes zu. „Kein Bauer wagte sich mehr aufs Feld.“ Ein Nachmittagswache Finkbeiner am Geschütz der Kameraden aus, die Arbeitsdienstführer hatten sich davongemacht, den Verpflegungswagen und die Pferde mitgenommen. „Nicht einer unserer Führer hatte irgendwelche Skrupel, uns junge Arbeitsdienstmänner, fast alle jünger als 18 Jahre, allein zurück und ihrem eigenen Schicksal zu überlassen.“

Von da an ging es nurmehr ums reine Überleben – von einem Tag zum anderen. Überlebt hatte der junge Neu-Ulmer, der an die Kepler-Oberschule ging, bis dahin schon so manches. Unter anderem den Luftangriff auf Ulm vom 13. September 1944, der zwei Schulkameraden und zwei Ausbildern der Luftwaffenhelfer den Tod brachte. Knapp außerhalb des Magirus-Werksgeländes bezogen die Luftwaffenhelfer an jenem Mittwoch ihre Geschützstellungen, nachdem sie im Schulunterricht alarmiert worden waren. 100 Flugzeuge aus Südwesten, Höhe 4000 Meter. Was sollte sie da mit ihrer Flak aussuchen? Da begann es schon, das Inferno, dem Finkbeiner in einem Einmannloch sitzend, das er wie die anderen ein paar Tage zuvor gegraben hatte, hilflos ausgeliefert war. „Da draußen wütete der Tod und suchte sich seine Opfer. Und ich armer Wurm krümmte mich in meinem Loch und versuchte, mich so klein wie nur möglich zu machen.“ Eine Bombe schlug ganz in der Nähe ein, verschüttete ihn. Sein rechter Fuß war eingeklemmt, den Deckel über dem Kopf konnte er nicht mehr bewegen. „Ich rief um Hilfe, laut und voller Verzweiflung: ‚Mutter! Mutter! Hilf mir!‘“ Finkbeiner hatte Glück. Mit Schaufeln und Spaten gruben sie den Bewusstlosen aus. Brachten ihn ins Söllinger Krankenhaus, wo er eine Woche lang lag. Den Heimaturlaub verkürzte er auf eigenen Wunsch. „Ich wollte bei meinen Kameraden sein, wenn es darum ging in einer neuen Einheit irgendwo anders feindliche Fliegerangriffe abzuwehren.“

Angst hatte Finkbeiner nur einmal – und zwar in diesem Erdloch. Zweifel an der politischen Führung kamen in ihm und seinen Kameraden nicht hoch, „wir alle glaubten damals noch an einen Endsieg“, schreibt er in seinem Buch „Luftwaffenhelfer aus Ulm und Neu-Ulm“. Das perfide Spiel war ja, der Jugend das Gefühl zu vermitteln dazuzugehören, „wir haben uns als Erwachsene gefühlt. Wir galten ja was. Wir sind in Uniform im Schulunterricht gegessen. Die Heimat zu verteidigen, das war unsere Aufgabe.“

Die Aufarbeitung begann für ihn erst Jahre später. Und dann wieder:

Uns plagte Hunger, unvorstellbarer Hunger

holt der heute 87-Jährige den einen Satz, der im Frühjahr und Sommer 1945 der beherrschende war: Es ging ums reine Überleben. Gemeinsam mit fünf, sechs Kameraden war er in Marktberofert von den Amis geschleppt und auf Lkw verladen worden. Ein Konvoi unzähliger Fahrzeuge.

„alle beladen mit Landsern, den Soldaten der einst so stolzen und gefürchteten Wehrmacht. Da war nichts mehr von den deutschen Helden, von den tapferen deutschen Soldaten, die für ihre Fahne in den Tod gingen. Das waren alte, heruntergekommene, unrasierte, verzweifte Männer, auch die Jungen unter ihnen, die nun ihr Schicksal der Kriegsgefangenschaft annehmen mussten.“

Finkbeiner erinnert sich an den Kaufbeurer Flugplatz, wo Tausende und Abertausende im Freien hausten. Nass, dreckig, hungrig und müde. Eine Dose Wurst, vielleicht war es auch eine Dose mit einem Eintopfgericht, bekam er von einem Mann in die Hand gedrückt. „Was sich darin wirklich befand – Finkbeiner weiß es nicht. In der darauffolgenden Nacht wurde ihm sein Tornister mit samt der Dose während des Schlafens unter dem Kopf weggeklaubt. Mal gab es Kekse, mal Hafertlockenbrot. Dann wurde er mit einem riesigen Truck verladen – Zelt, Landendort-Kaserne, Neu-Ulm. Er war daheim? Nein! Der 17-Jährige konnte von dort zwar den Garten sehen, der der Familie gehörte, das Gartenhaus, die

Entlassen aus dem Kriegsgefangenenlager Heilbronn am 12. September 1945. „Ich war nur noch ein Strich in der Landschaft“, erinnert sich Wolfgang Finkbeiner. Foto: Reppo

drei Reihen Obstbäume. Aber das war's auch schon. Zwei Tage später wurde er ins Entlassungslager nach Heilbronn verfrachtet. „Was uns plagte, war Hunger, unvorstellbarer Hunger. Hunger, der schmerzte.“ Erst am zweiten oder dritten Tag bekamen sie zu essen: rohes Sauerkraut, einen Eimer voll für 50 Mann, „mit den schlimmsten Folgen für jeden von uns“.

Die weiteren Stationen: ein Lager bei Le Mans, dann bei Cherbourg. Der Sommer ging, der Herbst kam. Der schweißtreibenden, weit gepflegten Brühe bei den Franzosen folgte die Milchsuppe bei den Amerikanern. Was blieb, war der Hunger. Auf offenen Güterwaggons wurde er zusammen mit hunderten von Kriegsgefangenen unter 18 Jahren nach Deutschland gefahren. Zurück nach Heilbronn, wo er die Entlassungspapiere erhielt. Von dort machte er sich mit einer Gruppe nach Neu-Ulm auf. Unvergessen bleibt ihm ein Satz, den die Jugendlichen unterwegs von einem Straßenarbeiter zu hören bekamen: „Jetzt kommen sie wieder zurück, die Hitlerbuben!“

Und daheim? Zum Empfang gab's ein Bad im Zuber- und Haferbad. Ein Festmahl für den 17-Jährigen, der ausgemergelt war und nur noch aus Haut und Knochen bestand. Seinem Vater liefen die Tränen übers Gesicht, als er den Sohn umarmte. „Ich hab' das damals gar nicht verstanden, warum er geweint hat.“

Die Stationen des Wolfgang Finkbeiner

1926	Wolfgang Finkbeiner wird am 16. Februar 1926 in Ulm geboren. Die Familie wohnt in der Bahnhofstraße 22, das Haus wird am 4. März 1945 ausgebombt.
1943	Der Kepler-Oberschüler erhält in den Weihnachtsferien seine Einberufung als Luftwaffenhelfer.
1944	Im Januar rückt er wie seine Schulkameraden auch zur Heimatflak ein, er wird der „Leichten Heimatflak-Batterie 6/VII“ zugewiesen. Finkbeiners Einheit wird ab Oktober nach Freudenstadt verlegt, wo sie ein Eisenbahnviadukt zu schützen hat.
1945	Finkbeiner wird im März entlassen, zwei Wochen später zum Reichsarbeitsdienst einberufen. Er kommt Ende April in Kriegsgefangenschaft, aus der er am 12. September 1945 entlassen wird.
1947	Abitur, Studium an der Lehrerbildungsanstalt in Lauringen, später Lehrer an den Grundschulen Pfull und Neu-Ulm.
1961	Studium der Germanistik an der Uni München, Lehrer an der Realschule Neu-Ulm, später Korrektor der Pfuller Realschule, dann an der Fachoberschule Neu-Ulm 13.
1987	Ruhestand mit dem Hobby Schreiben, Veröffentlichungen unter anderem: Siebenbürgs Weg zu den Sternen – Ein Pilgerroman, Chronik von Württemberg, Luftwaffenhelfer aus Ulm und Neu-Ulm.

RUDI KÜBLER



ZEITZEUGEN
70 Jahre danach



Ja nicht in die Kamera schauen, lautete die Anweisung. Das Bild, das ein US-amerikanischer Fotograf zu PR-Zwecken aufgenommen hat, zeigt die fünf Schüler (v. l.) Rudolf Mall, Kurt Gerlach, Konrad Blank sowie ganz rechts Günther Banzhaf. Mall und Banzhaf sind gestorben, und der zweite Schüler von rechts konnte namentlich nicht zugeordnet werden.
Fotos: Stadtarchiv Ulm

Die Geschichte der Backstein-Putzer

Wie ein Fotograf der US-Armee im Sommer 1945 Bilder an der Kepler-Mittelschule machte

Wie das alles so genau vor sich ging, daran kann sich Konrad Blank nicht mehr so genau erinnern. Versändlicherweise. Immerhin ist die kleine Geschichte, die sich um ihn und seine Kameraden Kurt Gerlach, Rudolf Mall, Günter Banzhaf rankt, 70 Jahre her. „Wir haben damals Steine geputzt unter Aufsicht der Lehrer.“

Damals im Sommer 1945 entstand das Bild, das eine ganze Seite in einem seiner Fotoalben einnimmt. Das Bild, geschossen von einem US-Soldaten, zeigt ein paar Buben, die emsig mit dem Mauerhammer zungange sind. Hinter ihnen eine Ruine, vor ihnen mehrere Stapel Ziegelsteine, die eines verdeutlichen sollen: Hier wird hart gearbeitet. Über Wochen hinweg waren sie dort, wo einst die Kepler-Mittelschule stand, mit den Resten derselben beschäftigt. Bis eines Tages ein paar GIs auftauchten und einer von ihnen zu Dokumentationszwecken die Kamera zückte. Der Lehrer habe sich sofort verduinert, „der wollte nicht aufs Bild kommen“, sagt Blank. „Zu uns hats geheißt: Bleibt einfach so sitzen.“

Die Buben blieben sitzen, unbekümmert wie sie waren. So gelangten sie beziehungsweise die Fotos ins Archiv des US-Verteidigungsministeriums, Jahre später landeten

sie im Stadtarchiv Ulm, versehen mit dem erklärenden Text: „Here, they clean salvaged bricks in what was once the Kepler Mittelschule yard before Allied bombers flew over the school.“ Zu deutsch: Hier säubern die Schüler geborgene Backsteine, dort, wo früher einmal der Hof der Kepler-Mittelschule war, ehe alliierte Bomber über die Schule flogen.

Frieder Hillenbrand, Jahrgang 1932 und in jenem Sommer selbst beim Steinklopfen an der Blauring-Schule (unter den Nazis hieß sie Hans-Schemm-Oberschule), hat die Geschichten um die Fotos in dem Band „Nachkriegszeit in Ulm, 1945-1949“ dokumentiert – als Mitglied des Arbeitskreises Forschendes Lernen am Zentrum für allgemeine wissenschaftliche Weiterbildung. Er verweist auf Karlheinz Dürr, der sich auf einem anderen Foto wiederfindet. Dessen Erinnerung nach waren die zunächst entstandenen Fotos offensichtlich nicht professionell genug gewesen, denn alsbald begann ein Offizier Regie zu führen. Die Putzer mussten sich auf einen kleinen Hügel setzen und wurden angewiesen, ja nicht in die Kamera zu blicken. Der Rest stellte sich in einer langen Kette auf, und die geputzten Steine gingen von Hand zu Hand, um an anderer Stelle wieder aufgeschichtet zu werden ... Im Spätherbst

kam dann der Unterricht unter denkbar ungünstigen Bedingungen in Gaststuben und Nebenräumen von Wirtschäften wieder langsam in die Gänge.“

Bis dahin sollte noch viel Wasser die Donau herunterfließen. Der Sommer war schön, „die Monate nach Kriegsende waren für uns gewissermaßen ein Abenteuer“, erinnert sich Hillenbrand. Morgens zum Entschütten, ein Art Arbeitsbeschaffungsprogramm, „mehr wohl

Arbeitsbeschaffung, damit wir keinen Bödsinn machen

nicht, damit wir keinen Bödsinn machen. Dort haben wir uns klassenweise zusammengetan.“ Mittags ging's dann ans Wiblinger Kraftwerk hoch: zum Baden.

Eine schöne Zeit also? Für Kurt Gerlach, der neben Konrad Blank Steine geputzt hat, war der Sommer eher durchwachsen. Kurz vor Kriegende war sein älterer Bruder gefallen, „das war schon ein Schlag für die Familie“, sagt der heute 83-jährige, dessen Vater in den letzten Kriegstagen noch zum Volkssturm auf die Alb musste und dort in US-amerikanische Gefangenschaft geriet. Richtig gehungert haben wir nicht, sagt Gerlach. Freilich: Mit ei-

nem Freund zusammen fuhr er des Öfteren mit dem Rad aufs Land, Richtung Pfaffenhofen oder nach Langenan. Ziel waren die Mühlen, um Mehl zu erbeuteln. Oder auch die Obstwiesen, um Äpfel zu klauen. „Bei den Bauern hatten wir manchmal Glück und bekamen einen Kanten Brot.“

Die Familie Blank hingegen war großteils Selbstversorger, wenn gleich auch sie Verbindungen aus Land hatte, ohne die es schwer war, ein halbes Dutzend Küpfe durchzubringen. Konrad Blanks Onkel hatte eine Landwirtschaft in der Nähe von Donauwörth. „Wir hatten drei Gärten, in einem, in den Kasemat-ten bei der Mühlesteige, hielt mein Vater Hasen und Hennen“. Das hieß: Es gab ab und zu Fleisch. Aber oft gab es eben nur die Beilage: Kartoffeln in allen Variationen. Pelkartoffel, Salzkartoffel, Kartoffelbrei ...

Schließlich hatte die Mutter vier hungrige Mäuler zu stopfen, „im Winter 45/46 haben wir 22 Zentner Kartoffeln gegessen“. 22 Zentner, ungläublich, sagt Blank, aber wahr. Die Mutter hat in der Waschküche im großen Kessel gekocht. Und mithelfen mussten die Buben ständig, „das war eine harte Erziehung, mir hend schaffa müssa“. Die Zeit sei entbehrensreich gewesen, „aber wir waren, glaube ich, mit unseren 13 Jahren, wesentlich reifer als die 13-jährigen heute“.

Aber: Es gab natürlich auch die Verlockungen, „es ging immer um Zigaretten und um Kaugummi“, erinnert sich Konrad Blank. Damals hat er den ersten Glömmstengel probiert, eine Chesterfield oder eine Lucky Strike vom Schwarzmarkt. Ein Mitschüler habe Beziehungen zum Schwarzmarkt gehabt, sagt Kurt Gerlach, „der hat auch immer die Zigaretten gebracht. Wir haben dann ein paar Züge gemacht und die Kippe weggeschmissen.“ Dem Klas-

Es ging immer um Zigaretten und um Kaugummi

senkameraden allerdings sollte der Handel zum Verhältnis werden. „Die Polizei kassierte ihn mehrmals. Er sprang dann immer durch ein offenes Fenster des Neuen Baus auf einen Schutthaufen. Beim letzten Mal war der Schutthaufen weg, er sprang in den Tod.“

Um nochmals die Fotos anzuschauen, diesmal ein wenig genauer. Es sind nur Buben zu sehen, sie tragen teilweise Schürzen, um die Kleidung nicht zu versauen. So auch der kleine Konrad Blank. Ja, sagt sein ehemaliger Klassenkamerad Kurt Gerlach und lacht: „Der Blank war schon immer ein vornehmer Kerle.“
RUDI KÜBLER



... und dann gingen die geputzten Steine von Hand zu Hand, erinnert sich Karlheinz Dürr an das Bild (rechts), das der Fotograf der US-Armee genau so inszeniert hatte. Dürr selber ist auf dem Bild ganz rechts im Vordergrund zu sehen, neben ihm Rolf Schlieter und Helmut Ebe.



Die Straße braucht einen neuen Namensgeber

Nach dem langjährigen Oberbürgermeister wird eine Straße benannt. Er hat die Ehre nicht verdient, weil er ein eingefleischter Nazi war. Hartnäckige Recherchen des Reporters bringen die hässliche Vergangenheit ans Licht. Der Stadtrat distanziert sich, erst zögerlich, dann einmütig. Die Straße erhält einen neuen Namen.

Der Stadtrat distanziert sich einmütig

1985 gaben Würzburgs Stadträte einer Straße den Namen Dr. Helmuth Zimmerers, der von 1956 bis 1968 Oberbürgermeister der Stadt war. 30 Jahre später, im Sommer 2015, distanzieren sich die Stadträte von ihm. Anlass waren die hartnäckigen und umfangreichen Recherchen des Main-Post-Reporters Wolfgang Jung und die journalistische Aufbereitung in Print und online.

Jung hatte Zimmerers NS-Vergangenheit ans Licht gebracht. Nach Recherchen im Archiv der Main-Post, im Stadt-, Staats- und Bundesarchiv, stellte er vor, was zumindest ein Teil der Räte 1985 wusste, aber ignorierte: Zimmerer promovierte 1936 mit einer rassistischen, völkischen und antidemokratischen Arbeit, Titel: „Rasse, Staatsangehörigkeit, Reichsbürgerschaft. Ein Beitrag zum völkischen Staatsbegriff“, war SS-Mitglied und Rechtsberater der SS-Standarte Franken und ein von NSDAP-Funktionären als vorbildlich eingestuftes Parteimitglied.

Jung legte dar, dass Zimmerer sich ausdrücklich nicht von seiner Dissertation

distanziert und seine SS- und NSDAP-Vergangenheit verleugnet hat. Die Konsequenzen aus Jungs journalistischer Arbeit reichen weit über den Einzelfall hinaus: Der Stadtrat benannte die Helmuth-Zimmerer-Straße nach einem NS-Gegner um und beschloss, weitere Straßennamen auf eine NS-Kontamination zu überprüfen. Jung hat nicht nur in monatelanger Recherche, Dokumentation, crossmedialer Aufbereitung und klarer Kommentierung Herausragendes geleistet. Er hat mit einer eigenen Stadtführung überhaupt den Anstoß für die wichtige Debatte um den Namenspatron gegeben.

Ein Stadratsmitglied, das 2012 an Jungs Führung teilgenommen hatte, stellte die Straßenbenennung daraufhin in Frage. Begleitet von ersten Hintergrundbeiträgen Jungs in der Main-Post gab der Stadtrat zwar grünes Licht für ein Gutachten über Zimmerer – nur: Es wurde nie bestellt, die Sache wurde verschleppt. Bis Jung im Herbst 2014 nachfasste und feststellte, dass zwei Jahre lang nichts passiert war.

Was er dann selbst in mehrmonatiger Recherchearbeit zusammengetragen und aufbereitet hat, ist in der Redaktion ohne Vergleich. Am 27. Mai 2015 ist sein Ergebnis auf dreieinhalb Seiten im Würzburger Lokalteil der Main-Post erschienen – darunter als Panoramaseite eine beeindruckende Dokumentation von Auszügen aus der lokalen und bundesweiten Berichterstattung über Zimmerer, dessen rassistisches Gedankengut und fehlendes Demokratieverständnis.

Auf mainpost.de hat Wolfgang Jung dazu in einer Dokumentation 56(!) Beiträge gesammelt und begleitend zur Print-Veröffentlichung online gestellt. In Form und Intensität bisher einzigartig für die Würzburger Lokalredaktion der Main-Post, bereitete er das Thema crossmedial auf. Den mainpost.de-Lesern präsentierte er die Berichte mit zusätzlichen Informationen im Text und Verlinkungen auf Quellen, Hintergrundinformationen und weiterführende Beiträge.

In der Folge verzichtete der Stadtrat auf das bestellte wissenschaftliche Gutach-

Noch Fragen?

Andreas Jungbauer, Redaktionsleiter, Telefon: 0931/6001-780, E-Mail: andreas.jungbauer@mainpost.de



Zweifelhafter Name: Seit zweieinhalb Jahren wartet der Stadtrat auf das Ergebnis einer Untersuchung. Soll die Helmuth-Zimmerer-Straße in Lengfeld ihren Namen behalten? Der frühere Oberbürgermeister, gestorben 1984, ist wegen einer rassistischen Doktorarbeit umstritten. FOTO: THOMAS OBERMEIER

ten und erachtete die fundierte und umfangreiche Aufbereitung der Main-Post als ausreichende Entscheidungsgrundlage.

Jung hat die Skandale des früheren OB schonungslos dargelegt und klar gemacht, wie und warum Zimmerer Würzburg in Verruf gebracht hatte. Und er hat seine Haltung und die der Redaktion unmissverständlich formuliert:

Vor dem dokumentierten Hintergrund muss die Straße umbenannt werden. Am 30. Juli 2015, nur zwei Monate nach seinem fulminanten Beitrag in der Main-Post, beschloss der Stadtrat, die Ehrung Zimmerers zurückzunehmen und die Helmuth-Zimmerer-Straße umzubenennen. Am 2. Oktober 2015 tauschte die Stadt in einer feierlichen Zeremonie die Straßenschilder aus. Tatsächlich war

nicht nur die politische Entscheidung – die einmütige Distanzierung des Stadtrats vom früheren Oberbürgermeister – alles andere als alltäglich, sondern auch Jungs intensive und kritische journalistische Arbeit.

Michael Reinhard, Chefredakteur

Standpunkt

*Keine Straße
für Zimmerer*

Von **WOLFGANG JUNG**
wolfgang.jung@mainpost.de

Nach welchen Leuten benennen wir unsere Straßen, Plätze, Schulen, Bürgerhäuser? Was müssen sie getan haben und was dürfen sie nicht getan haben? Welche Bedeutung müssen sie uns haben?



Würzburgs Oberbürgermeister Helmuth Zimmerer hätte ein bedeutender Mann werden können, trotz seiner Vergangenheit in der SS und trotz seiner rassistischen Doktorarbeit. Er hätte eine bedeutende Tat vollbracht, wenn er bekannt und bereut hätte, dass er sich verführen ließ von den Nazis oder dass er ein Opportunist war, der ihnen nach dem Mund geredet hat, für Dokortitel und Karriere.

Das wäre mutig und anständig gewesen, ein Vorbild für uns, die wir alle unsere Fehler haben und machen. Zimmerer aber bekannte und bereute nicht. Er distanzierte sich ausdrücklich *nicht* von seiner Doktorarbeit. Den Titel, erworben auf verabscheuungswürdige Weise, behielt und gebrauchte er. Dass er gute Arbeit für Würzburgs Wiederaufbau geleistet hat, ist anerkennenswert, wie jede gute Arbeit in jedem Amt und jedem Beruf. Zum Vorbild macht sie ihn nicht. Zimmerer war ein skrupelloser Karrierist.

Die Stadt würdigt mit der Vergabe von Straßennamen außerordentliche Verdienste von Männern und – empörend wenigen – Frauen. Sie verleiht ihnen eine historische Dimension, sie stehen für Tugenden und Ideale, nach denen wir streben. 1985 begingen geschichtsvergessene Stadträte den Fehler, eine Straße nach Zimmerer zu benennen. Vor zweieinhalb Jahren beschlossen ihre Nachfolger, diese Entscheidung zu prüfen. Dass die Angelegenheit seither ruht, lässt Schlimmes ahnen.

Die Skandale des Dr. Zimmerer

Unbewältigte Vergangenheit: Die Helmuth-Zimmerer-Straße in Lengfeld ist nach einem Mann benannt, der Würzburg in Verruf brachte.

Helmuth Zimmerer, Oberbürgermeister von 1956 bis 1968, stand im Mittelpunkt zweier Skandale, die für Aufsehen über Deutschland hinaus sorgten.

Von unserem Redaktionsmitglied
WOLFGANG JUNG

Der 30. September 1962 ist ein großer Tag im Leben des Dr. Helmuth Zimmerer. Er, der Mann von der Freien Wählergemeinschaft (FWG), 50 Jahre alt, hatte sich zur Wiederwahl als Oberbürgermeister gestellt, ohne Gegenkandidaten, und die Würzburger haben ihn mit einem grandiosen Ergebnis zum zweiten Mal zum OB gewählt: 96,3 Prozent. Ein Schätzer legt dem Sieg die Wahlbeteiligung bei lausig: knapp 40 Prozent. Zimmerer interpretiert die Stimmenthaltung als „stillschweigende Zustimmung“. Er täuscht sich. Sein Stern sinkt schon.

Würzburg ist in Aufruhr. Ein aufgebracht Nervenarzt, Elmar Herterich, bringt die NS-Vergangenheit prominenter Würzburger ans Licht. Fritz Bauer, der hessische Generalstaatsanwalt, der 1957 den NS-Kreisleiter Adolf Eichmann entlarvte und die Ausschuss-Prozesse vorbereitet, sagt einer dänischen Tageszeitung, Würzburg werde von einer Nazi-Clique terrorisiert.

Wenige Tage nach Zimmerers Wiederwahl erscheint die Hamburger „Zeit“ mit einer großen Geschichte über den Präsidenten des Verwaltungsgerichts Würzburg, dem vormaligen SS-Sturmkommandeur Rudolf Schiedermaier. Herterich hatte ihn als Nazi-Größe entlarvt. Er hat auch Zimmerer im Visier. Aber der ahnt wohl noch nichts.

Der OB hat andere Probleme. Die Würzburger vermuten Korruption im Rathaus. Städtische Referenten und Stadträte, auch Zimmerer selbst, sollen zu erstaunlich günstigen Konditionen städtische Grundstücke erworben, bebaut oder gemietet haben. Die Bürger wollen wissen, warum CSU und SPD auf eigene OB-Kandidaten verzichtet haben.

Die SPD unterstützt Zimmerer schon im OB-Wahlkampf 1956. Die CSU aber hatte ihn mit auferordentlicher Härte bekämpft. Die Leute glauben, dass Zimmerer die politische Konkurrenz auf Kosten der Steuerzahler gezählt hat.

Drei Wochen nach der Wahl, am 20. Oktober 1962, enthält die Main-Post, wie der CSU-Fraktionsvorsitzende Rüdiger im April 1960 zu einem fast 11 000 Quadratmeter großen Baugelände aus bürgerlichen Besitz gekommen ist. „Verblüffend“ sei, dass der städtische Stiftungsausschuss Rucker einen Erbbauszins auf der Grundlage eines Verkaufswertes von 22 Mark pro Quadratmeter einräumte, obwohl zu jener Zeit „in der südlichen Sanderau Quadratmeterpreise von 50 DM und mehr geboten“ wurden.

Die Redaktion berichtet von gemeinnützigen Wohnungsbauangelegenheiten, die sich der Stadtrat als bürgerlichen Besitz ergoßen, und von Stadträten, die „übereinstimmend erklären, dass die ganze Angelegenheit so geräuschlos über die Bühne ging, dass sie nicht erkennen, um was es sich handelt“. Trotz dem meint die Redaktion, Rucker scheint „bis zu einem gewissen Grad entlastet zu sein“. Denn im Stiftungsausschuss habe, als das Grundstücksgeschäft dran war, wider Erwarten OB Zimmerer den Vorsitz übernommen und nach vollbrachter Tat die Sitzung verlassen.

Michael Meisner, der Herausgeber der Main-Post, schreibt, die Redaktion habe schon „bei den verschiedensten Gelegenheiten vor dem hochfahrenden Wesen“ – Zimmerer – „das unserer Meinung nach die Ursache der ganzen Misere ist, gewarnt“. Er fordert die Rückkehr zur Sauberkeit und Unparteilichkeit, die noch unter (Zimmerers Vorgänger, d. Red.) Löffler und Stadlmayer das Rathaus beherrschten.

Rucker verteidigt sich mit dem Hinweis, „dass sich Dr. Zimmerer in seiner Eigenschaft als damaliger Finanz- und Grundstückskrevert ebenso sein Grundstück gesichert habe, wie manche Referent Erbbaugrundstücke für private Zwecke hätten auch Landtagsabgeordnete und Stadträte erhalten. Meisner untersucht die wirtschaftlichen und dienstlichen Beziehungen zwischen den 42 Ratsmitgliedern und OB Zimmerer. Er berichtet, dass 16 Räte vom Oberbürgermeister abhängig sind, sieben sind beruflich an ihn gebunden, neun durch Geschäfte mit städtischen Grundstücken.

Vier Wochen später schließt die CSU Rucker aus der Partei aus. Der „Spiegel“ berichtet unter der Überschrift „Rück-rot-schwarz“ – das bezog sich auf Rückers Weg von der NSDAP über die SPD zur CSU – über das Ge-



Helmuth Zimmerer, Würzburgs Oberbürgermeister von 1956 bis 1968. FOTO: HFR/RODOLPH/PHOTOGRAF/UNBEKANT

schäft; Zimmerer sei wegen Rückers politischer Kehrtwende wiedergewählt worden.

Das Wort „Korruption“ fällt nicht. Zur Sache sprechen alle Anzeichen dahin, aber juristisch nachweisbar ist sie nicht.

Die Regierung von Unterfranken untersucht den Kaufvertrag zwischen Rucker und Bürgerspital und erklärt ihn für unwirksam. Fragen zur Integrität der Beteiligten lässt sie offen: „Die die Öffentlichkeit stark beschäftigende Frage, ob einzelne Beteiligte gegen gesunde und althergebrachte Grundsätze des politischen Takt, Anstands und Geschmacks verstoßen haben, kann dagegen nicht von den Aufsehenden entschieden werden; das Urteil darüber muss vielmehr dem Bürger selbst überlassen bleiben.“

Zimmerer kommt unbeschadet davon. Vorläufig. Dann erwischt ihn „die Nazi hunter“ – so nennt die britische „Kent Messenger Gazette“ den Nervenarzt Herterich. Der Jurist Zimmerer hat 1936 seinen Doktorarbeit lautet „Rasse, Staatsangehörigkeit, Reichsbürgerschaft. Ein Beitrag zum völkischen Staatsbegriff“. Die Dissertation war nach dem Krieg aus den Uni-Bibliotheken verschwunden. Herterich, ein find-

sucht, das habe ihm sein Professor gegeben. Die „eigenen Gedanken“ in der Arbeit stünden „im direkten Gegensatz zu den vom Nationalsozialismus vertretenen Ideen“.

Helmuths Doktorvater Professor Wenzel kommentiert, gefragt vom „Münchner Merkur“, Zimmerer habe „sich damals das Thema selbst ausgeben“. Der OB meint, man könne ihm nicht vorwerfen, er „hätte als ausgebildeter Jurist etwa die Unrichtigkeit des Führerprinzips erkennen müssen“. Dies sei so geleitet worden, er habe es widerholt. Die „ohne Weiteres auffindbaren abfälligen Worte über die Demokratie“ gälten „ihrer Weimarer Form“.

Er schreibt, im Entnazifizierungsverfahren sei er in die Gruppe der Entlasteten eingeordnet worden und reklamiert indirekt für sich, „aktiv Widerstand gegen die nationalsozialistische Gewaltherrschaft geleistet und dadurch Nachteile erlitten“ zu haben. Den Nachweis dafür liefert er schuldig. Zudem kommt ans Licht, dass er in der SS war.

Ein paar Tage später bezeichnet er seine Dissertation als eine Jugendtorheit.

Das „fränkische Volksblatt“ analysiert die Doktorarbeit und kommt zum Schluss, dass sie „ein typischer Ausdruck nationalsozialistischen Denkens“ ist. Zimmerer habe es „nur zusammengefasst und „nicht durch eigene Ideen vermehrt“. Sie sei „höchstens ein Werkzeug jener gewesen, die ihre Rassenpolitik (...) verwirklichten“. Den 23-jährigen Doktoranden zu einem „Wegbereiter in die Hölle der KZ“ abzustempeln, entspreche kaum den Verhältnissen jener Jahre.

Die „Zeit“ untersucht Zimmerers Stellungnahme in einem garstigen Porträt Würzburgs und findet „kein Wort der Reue“. Sie verübelt dem Würzburger Oberbürgermeister unter anderem, dass er seine Doktorarbeit mit der juristischen Ausbildung rechtfertigt und nicht damit, dass er ein „verführter junger Mensch“ gewesen sei. Otto Köhler, der Autor, bekommt für die ganzseitige Reportage den Deutschen Journalistenpreis 1963. Zimmerer verklagt die „Nürnberger Nachrichten“. Sie hätten die Zitate aus dem Zusammenhang gerissen. Forderungen, er solle seinen Doktorort zurückzugeben, folgt er nicht.

Mittlerweile berichtet jede überregionale westdeutsche Tageszeitung über die braune Gesellschaft in Würzburg. Herterich hat inzwischen den stellvertretenden Oberstaatsanwalt Karl Kolb und der Landgerichtsdirektor Georg Eisert an NS-Todesurteilen und -Hinrichtungen beteiligt waren. Studenten werden ihrem Professor August Friedrich von der Heyde, dem einzigen Würzburger, dem der „Spiegel“ je eine Titelgeschichte gewidmet hat, rassistische Äußerungen vor.

Im März 1963 empfängt Zimmerer die in Würzburg tagende Evangelische Landessynode. In seinem Grußwort bezeichnet er die Berichterstattung über die NS-Vergangenheit prominenter Würzburger als „Freibladl“. Journalisten komme es weniger auf Wahrheit als auf Wirkung an. Synodale Kritiker Zimmerers Rede „als taktlos, entgleisend und auf einem Empfang für eine Synode auf jeden Fall deplatziert.“ Die „Frankfurter Rundschau“ belehrt den OB: „Dass derartige Tatsachen ihre Wirkung auf den Leser haben, bedarf schließlich darauf, dass sie der Wahrheit entsprechen.“

In Dezember 1963 meldet der „Figaro“, die Vereinigung der Internierten, Deportierten und Widerstandskämpfer von Calvados habe beschlossen, Zimmerer in Häftlingskleidung zu empfangen, sollte er noch einmal Würzburgs Patenstadt Caen besuchen.

Im November 1964 beschließt der Stadtrat den Bau einer Synagoge. David Schuster, der Vorsitzende der Israelitischen Kultusgemeinschaft, macht klar: „Wir wollten den Synagogenbau nicht vom Oberbürgermeister, sondern nach dem nahezu einheitlichen Willen aller Stadtratsfraktionen.“

Dann lässt das überregionale Interesse an Zimmerer und Würzburg nach. Des Oberbürgermeisters „hochfahrendes Wesen“ (Michael Meisner) beschäftigt jetzt nur noch die Würzburger. Im Sommer 1966 treten sie sich auf, weil er sich vom Stadtrat ein Dienstauftrag genehmigt lässt, das nobler und kostspieliger ist als jene der Oberbürgermeister der Metropolen Nürnberg und München.

Je wärmer das Jahr 1968 wird, desto kälter bläst Wind Zimmerer ins Gesicht. Im Herbst steht die Kommunalwahl an, SPD und CSU treten mit eigenen OB-Kandidaten an. Stu-

denten gehen auf die Straße, zahmer zwar als anderswo, aber unüberschaubar. Sie haben Zimmerers NS-Vergangenheit nicht vergessen. Im Juni 1968 eskaliert die Lage. Zimmerer weist die Stadtpolizei an, gegen linke Teilnehmer eines Gedenkkonzerts für den ermordeten Robert Kennedy vorzugehen. Selbst der Ring Christlich-Demokratischer Studenten verurteilt das als „nicht rechtmäßig“.

Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) gibt das Stück „Der aufhaltsame Aufstieg des Herrn Zimmerer“. Die Studenten zitieren aus seiner Dissertation und rufen: „Die damals auf den Führer geschworen sind heute unsere Professoren/Und mancher braune Hoesenheiser/ist heute Oberbürgermeister.“

Zimmerer weigert sich, im Wahlkampf öffentlich mit seinen Konkurrenten Reinhold Vöth (CSU) und Klaus Zeiler (SPD/FPD) zu diskutieren. Er sagt, er nehme die OB-Wahl zu ernst, um drei Leute wie Zirkusfische vorzuführen zu lassen. Zeiler vermutet, Zimmerer habe nichts dazu gelernt, seit er die Demokratie als „politische Form des rassistischen Niedergangs“ beschrieben.

Am 22. Juni 1968 nimmt sich das „Süddeutsche Zeitung“, der Stadtrat fühle sich von Zimmerer strapaziert. Der 53-Jährige Beamter in der Stadtverwaltung wie vor seiner Wahl, ringt um Posten, Einfluss und Geld. Er sollte nach dem Willen des Stadtrats als Oberstadtdirektor die Geschäftsführung im Rathaus übernehmen. Die „Süddeutsche“ schreibt: „Zimmerer lehnte ab. Er wollte beurlaubt werden, dann eine Pension beziehen (das wären 4100 Mark monatlich), und mit einem privaten öffentlichen Dienstverhältnis als Chef der Heuchelhofgesellschaft, d. Red.) so viel dazudeckeln, um insgesamt auf brutto 7200 Mark im Monat zu kommen.“

Der Stadtrat macht nicht mit und überträgt ihm die Leitung des Rechtsamt. OB Zeiler zwingt seinen Vorgänger mit juristischen Mitteln zur Arbeit. Zimmerer versucht, sich einen Posten als mächtiger, hochdotierter städtischer Referent zu erkämpfen; erfolglos. 1972 holen CSU, FWG und FDP nach, was die Gerichte Zimmerer verweigert haben. Sie machen ihn zum Rechts- und Stadtentwicklungsreferenten.

Zehn Jahre, nachdem die Main-Post die umstrittenen Geschäfte mit städtischen Grundstücken ans Licht gebracht hat, wächst Gras über die Skandale. Einzigste politische Gegner arrangieren sich miteinander. Zimmerers Eskapaden werden vergessen. Nun erscheint er in der Presse vor allem als einer, der mit Titeln und Medallen geehrt wird, unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz Erster Klasse. Im Dezember 1982 berichtet die Main-Post, die Gratulationskomitee, mit der der Frankenburg ihm, seinem langjährigem Bundesvorsitzenden, zum 70. Geburtstag gratulierte, habe beinahe zwei Stunden lang gedauert.

Zimmerer stirbt am 22. November 1984 kurz vor seinem 72. Geburtstag. OB Zeiler wird im Stadtrat die Gedekelnde 40 Jahre nach dem Krieg müsse man Zimmerer Gedächtnis widerfahren lassen, ihm sei „in vielen umrecht getan worden“. Zimmerers „herausragende Leistungen für den Wiederaufstieg der schwer zerstörten Stadt“ seien „nur möglich gewesen, weil er aus Erfahrung gelernt“ habe.

Ein Jahr gibt später der Stadtrat einer neuen Straße in Lengfeld den Namen Dr. Helmuth-Zimmerer-Straße, laut Sitzungsprotokoll ohne Diskussion.

„(...) war der kulturelle Niedergang Deutschlands nicht zuletzt eine Folge seiner Verjudung.“

Helmuth Zimmerer
1936

In der Todeszone der Diktatur

Die innerdeutsche Grenze und der Todesstreifen sind heute Geschichte. Die Grenze hat Platz gemacht für Biotop. Die Redaktion nimmt sie als Vorlage für eine politische Wanderung.

Über die Grenze schweigen sie laut

Die ehemalige innerdeutsche Grenze ist nach einem Vierteljahrhundert kein Thema mehr, weder für die Wissenschaft, noch für die Politik, noch für die Schule – und wenn sie zum Thema wird, verschwindet sie hinter theoretischen oder ideologischen Debatten wie über den „Unrechtsstaat DDR“. Für die Menschen an der Grenze ist sie allerdings noch lebendig: Sie erinnern sich leise, sie schweigen laut, sie spüren noch die Narben – nicht nur wenn ehemalige Grenzsoldaten am Denkmal für einen Kameraden wieder einen Kranz niederlegen, nicht nur wenn ein Ex-Oberst, einst Lehrstuhl-Inhaber für Taktik der Grenztruppen, sagt: „Wir haben ja am eigenen Leibe darunter leiden müssen, wie das Grenzregime der DDR nicht nur verfälscht, sondern kriminalisiert wurde.“

Wenn Themen historisch werden und von der Tagesordnung verschwinden, müssen Journalisten mit den Zeugen der Zeit sprechen und ihre Erinnerungen aufbewahren. Das ist die Stunde der Lokaljournalisten, die ohne großen Aufwand ein Thema wie „Die Grenze“ aufnehmen können: Sie kennen die Menschen, und die Menschen kennen sie.

Es gibt eine Reihe von Episoden, die in Artikeln und Büchern von der Grenze berichten, aber die komplette 1.400 Kilometer lange Grenze haben bisher nur Naturfreunde erwandert und beschrieben. Die 27-teilige Serie in der Thüringer Allgemeinen ist keine Beschreibung einer Natur-Idylle, es ist die erste politische Wanderung vom Böhmerwald bis zur Ostsee.

Die Serie erzählt von Menschen, die in der Todeszone einer Diktatur lebten, sie erzählt, wie die Menschen dort heute leben, sich erinnern, verdrängen, die Zeit heroisieren. Sie schaut auf beide Seiten der Grenze, auf das Zusammenleben nach der Euphorie der zusammenstürzenden Mauern und Zäune.

Ein paar Kilometer entlang des Todesstreifens finden wir heute noch eine einzigartige Natur, aber auch einen einzigartigen menschlichen Biotop. Diese Grenze war mehr als Minen und Selbstschuss-Anlagen, Beobachtungsturm, Hundelauf-Anlagen und Kolonnenweg. An der Grenze, im östlichen Teil der Grenze, lebte eine Gesellschaft, wie es sie an keinem anderen Ort der Welt gab.

Thomas Bärsch

Noch Fragen?

Hanno Müller, Telefon: 0361/227 5110, E-Mail: h.mueller@thueringer-allgemeine.de



Wo in der DDR die Lobensteiner Lokalredaktion saß, frühstücken heute Hotelgäste

„Die meisten waren Siebzigprozentige, einige noch weniger. Die mit dem System unzufrieden waren, blieben ganz unscheinbar“, erinnert sich Ullrich Erzigkeit an die Redakteure, die mit ihm in der DDR gearbeitet hatten. Ullrich Erzigkeit war – nach der Revolution – der längst dienende Chefredakteur im Osten, fast ein Vierteljahrhundert: 1990 wurde er in turbulenter Sitzung von

den Redakteuren gewählt, 2014 feierlich in den Ruhestand verabschiedet. Er führte die Zeitung unter drei Titeln: Einen Tag noch als SED-Bezirkszeitung „Volkswacht“, dann ab 18. Januar 1990 als unabhängige „Ostthüringer Nachrichten“ und schließlich ab 1. Juli 1991, nach heftigen Auseinandersetzungen mit der Treuhänderin, als „Ostthüringer Zeitung“.

Erzigkeit kennt die Grenze: Geboren wurde er 1949 unweit der bayerischen Grenze im kleinen Schieferbergbau-Dorf Unterloquitz-Amsbach, das heute zu Probstzella gehört; in Saalfeld, idyllisch in der Mitte des Saalehogens gelegen, machten das Abitur und gleichzeitig in der benachbarten Maxhütte seinen Facharbeiter-Abschluss als Stahlwerker.

„Wer am Tisch der Mächtigen sitzen durfte“

DIE GRENZE (5) Ullrich Erzigkeit über den Lokaljournalismus in der DDR: „Wir durften über die Grenze nichts berichten, das war komplett tabu“

VON PAUL-JOSEF RAUE (TEXT UND FOTOS)

Als uns Ullrich Erzigkeit bei der Grenzüberquerung begleitete, kehrten wir zum Abendessen in den „Schwarzen Adler“ in Bad Lobenstein ein. „Hier habe ich im Herbst 1968 mein Volontariat begonnen“, erzählte er, „im heutigen Gastraum standen früher die Schreibtische der Volkswacht-Lokalredaktion.“ Wir sprachen mit ihm über den Lokaljournalismus an der Grenze:

Gab es in der DDR einen unabhängigen Journalismus, wie wir ihn heute kennen und pflegen?

Nein, wir waren eine Parteizeitung, abhängig von den Weisungen der SED, die dirigistisch eingriff, eben ein Teil der umfassenden Propaganda, mit der die Partei die DDR überzog. Als sich die Volkswacht zur unabhängigen Tageszeitung wandelte, verabschiedeten wir ein Redaktionsstatut: Von dem Tag an waren wir Anwalt der Bürger und nicht mehr Anwalt einer Partei und ihrer Funktionäre.

Wie berichteten Sie in einer Grenz-Redaktion wie Lobenstein über die Grenze?

Wir durften über die Grenze nichts berichten, die war komplett tabu. Nur an Silvester war das anders: Da gingen die hohen SED-Funktionäre zu den Soldaten und dankte ihnen für den „vorbildlichen Dienst“ mit den üblichen Floskeln; darüber berichteten wir mit Foto und vorgeschriebenem Text.

War es auch verbotene Fluchten kein Thema? Immerhin gab es für die Soldaten Lok und Auszeichnung.

Nein, wir erfuhren auch offiziell nichts davon. Wenn wir abends mit den Grenzern ein Bier tranken, erfuhren wir schon, was an der Grenze los war. Aber das war inoffiziell, das durften wir eigentlich gar nicht wissen, erst recht durften wir davon nichts schreiben. Fluchtversuche passten so gar nicht in das Bild vom sozialistischen Paradies der Arbeiter und Bauern.



Ullrich Erzigkeit sitzt im Frühstücksraum des Bad Lobensteiner Hotels „Schwarzer Adler“ und schreibt an seinem Laptop. In diesen Räumen arbeitete zu DDR-Zeiten die Lokalredaktion der „Volkswacht“, hier begann – noch ohne Computer – seine journalistische Laufbahn.

Hatten die Grenzer keine Angst, dass sie plötzlich doch in der Zeitung standen?

Nein, die wussten genau: Das bleibt eine vertrauliche Verschlussache. Hätte ich etwas über eine Flucht geschrieben, wäre das in der mehrfachen Zensur sicher rausgefliegen – und ich gleich hinterher keinen Tag länger wäre ich Redakteur geblieben. Wir mussten die vorzinstanzten Texte von oben mitnehmen, das war unsere Aufgabe, das sicherte uns auch die Ruhe.

Praktisch die Grenzfunktionäre nicht damit, wenn sie eine Flucht verhindert hatten?

Einige schon, aber manche fragten sich schon: Ist es das wert?

Müssen wir wirklich ein Menschenleben zerstören, nur weil einer fliehen will?

Durften Sie als Redakteur überhaupt ins Grenzgebiet fahren?

Nur die Redakteure, die im Grenzgebiet wohnten und einen Stempel im Ausweis hatten, durften das. Ich hatte noch kein Auto. Wenn ich zu einem Termin fahren musste, holte mich ein Chauffeur im Redaktionswagen ab: Ins Grenzgebiet wäre der nie gefahren. Die Kontrolle der Redakteure war umfassend.

Worüber schrieben Sie denn, wenn sie spannendsten Berichte, die von der Grenze, tabu waren?

Meistens über die Bonzen, die immer irgendwas eröffneten, verkündeten und sich gegenseitig auf die Schultern klopfen. Oder über die Helden der Arbeit, aber die kannten uns und die kannten die Regeln: Sie sprachen schon so, wie wir schreiben mussten. Das war ein geschlossenes System, aus dem keiner ungefragt ausbrechen konnte.

Und was machten Sie dann den lieben langen Tag?

Das frage ich mich im Nachhinein auch. Wir waren zu fünf und produzierten eine Lokalseite, die jeden Werktag außer montags erschien; am Montag gab es einen erweiterten Sportteil.

Wie begann morgens um sieben und hörten mittags um zwei auf, um zwei ging ein Zug die Bahn, wo ein Zug die Texte und Fotos nach Gera mitnahm. Für die Ausgabe vom übernächsten Tag. Aktualität war für den damaligen Lokaljournalismus ein unbekanntes Wort.

Wie muss man sich eine Redaktion in der DDR vorstellen: Viele Hundertprozentige und einige Tausendprozentige?

Die meisten waren Siebzigprozentige, einige noch weniger. Die mit dem System unzufrieden waren, blieben ganz unscheinbar. Ich hatte einen Chef, der sich immer wieder konspirativ mit einem Freund aus Österreich

traf. Er ließ sich gar nichts anmerken, war nicht übereifrig, aber immer korrekt im Sinne der Partei. So waren die meisten. Was erkläre, dass trotz kluger und welloffener Leute in der Redaktion eine so graugraue Zeitung gemacht wurde.

Gab es denn gar keine Hundertprozentigen in der Redaktion?

Ein paar in der Redaktion waren schon ideologisch verbott. Ihr Anteil bezifferte sich auf etwa ein Drittel. Der Chefredakteur gehörte dazu und die meisten Ressortchefs auch. Sie mussten die politische Linie der Partei durchsetzen, kompromisslos, eins zu eins, ohne die kleinste Abweichung. Karriere machten

nur die strammen Genossen. Wer am Tisch der Mächtigen sitzen durfte, musste nicht nur mit der Meute heulen, sondern auch denken und fühlen wie sie. Ein nachdenklicher oder gar zweifelnder Mensch wäre schnell zerschellt an der Sturheit, Borniertheit und gefährlichen Dummheit der Bonzen. Manche in der Redaktion, auch in der Chefredaktion, hielten ihren inneren Konflikten nur dadurch stand, indem sie sich mit Schnaps betäubten.

Aber in den Redaktionen saßen doch auch Parteileute, die nie im Roten Kloster waren, also in der Leipziger Journalisten-Ausbildung?

Das waren Schein-Journalisten, wie ich sie nenne; die über Institutionen der SED und der Parteihochschule in die Redaktionen kamen. Die wussten nichts vom normalen Leben um sich herum, trugen aber den Marschstab im Tormentor. Sie stiegen gleich als Ressortleiter oder stellvertretende Chefredakteure ein.

Das permanente Misstrauen der SED-Führung gegenüber universitär ausgebildeten Journalisten verstärkte sich in den Achtziger Jahren noch.

Hätte die DDR noch ein paar Jahre fortbestanden, dann wären die Redaktionen durchweg von lupureinigen Parteikadern dominiert und geführt worden. Dann hätte der ohnehin todkranke Journalismus in den DDR-Medien seinen endgültig letzten Hauch getan.

Die Sommerreise

Zuletzt erschienen:

13. Juli: „Deutschlands bekanntestes Dorf: Mödlareuth“

Nächste Folge: „Tod unterm Fallbeil“ – Die Enttarnung des Oberrentens Manfred Smolka aus Titschen-dorf

Alle Texte und Fotos im Internet: www.thueringer-allgemeine.de/Die-Grenze

Im Höllental fahren keine Züge mehr

Sechs Kilometer Gleise fehlen zwischen Thüringen und Bayern. Das Tal der Muschwitz war der ideale Übergang für DDR-Spione

VON PAUL-JOSEF RAUE

Wenn Adolf Hitler von Berchtesgaden nach Berlin fuhr, dann nahm er den Zug durchs Höllental – immer nachts, um von feindlichen Flugzeugen nicht entdeckt zu werden. Heute fährt kein Zug mehr durchs Höllental, obwohl die Strecke zu einer der schönsten in Deutschland zählte. Heute enden die Züge an Saalfeld in Blankenstein, in einem Bahnhof, gebaut im Stil des thüringischen Fachwerks, am Samstag, dem Touristen-Tag, kommt sogar ein Zug direkt aus Jena.

Nicht nur Straßen enden noch heute kurz vor der Grenze, auch die Bahn nimmt den Verkehr ins sechs Kilometer entfernte Marxgrün nicht mehr auf. Vor gut einem Jahrhundert hatte er begonnen: Die Preußen haben die Gleise gelegt und die Brücken gebaut – und die Papierfabrik in Blankenstein musste nicht mehr mit Pferden die Rollen nach Bayern fahren. Von Jahr zu Jahr fuhr mehr

Güterzüge, und die Touristen kamen auch.

Das Höllental wurde, als schon keine Züge mehr führen, zum Ort eines spannenden Spionage-Falls, der am Ende sogar die westdeutsche Justiz beschäftigte: Einer der 1500 Stasi-Spitzeln im Westen war Busfahrer im Frankenwald. Er lief stets im bayerischen Höllental, in dem er aufgewachsen war, zur Grenze an der Muschwitz, sprang rüber oder warte durch den Bach und übergab sein Material den Stasi-Spitzeln. Diese hatten ihn mit einem Funkgerät aus der DDR ausgestellt.

Im Dachgeschoss eines Blankensteiner Hauses beobachtete die Stasi den stets hell erleuchteten Bahnhöfchen bei Bleichschmidhammer. Überquerte den die Streife der Grenzpolizei und entfernte sich von der Grenze, gab sie dem West-Spion das Zeichen: Die Luft ist rein!



Der ehemalige Bahnhof Lichtenberg ist ein Museum: Auf hundert Metern Gleisen ist eine Dampfspielerei-Lok mit Personen- und Güterwagen zu sehen.

Vom Bahnhof Blankenstein ist es gerade mal ein Kilometer bis zur Grenze. Der Viadukt über der Muschwitz wächst zu, die Gleise sind verschwunden – bis auf hundert Meter im nahen, schon abgebauten Lichtenberg. Auf Gleisen ohne Anschluss steht noch eine Dampflok der Papierfabrik sowie eine „Don-

nerbüchse“, ein ganz aus Stahl erbauter Personen-Wagen, der dröhnte und lärmend durch die Gegend fuhr und alle aufregte, die an den Gleisen wohnt; ein Hinter der Lokomotive ist ein Güterwagen der Hofer Brauerei Löwenhof zu sehen.

Immer wieder gibt es Initiativen, die wenige Kilometer lange Lücke zu schließen: Die voll ausgelastete Zellstoff- und Papierfabrik Rosenthal in Blankenstein schickt heute schon zwei Drittel der Produktion auf die Schiene – aber nur nach Nord; sie organisierte eine Verkehrskonferenz und gewann die fränkische Stadt Naila als Mitstreiterin, die Strecke zwischen Marxgrün und Blankenstein zu reanimieren.

Über 12.000 Lkw-Fahrten im Jahr würden durch die neue, alte Bahnstrecke entfallen, und Blankenstein würde endlich vom Lastwagen-Verkehr befreit. Im Höllental gründete die Initiative einen Verein, die thüringische Ex-Ministerpräsidentin Lieberknecht warb für den Länderschluss und die neue Regierung in Thüringen nahm ihn in den Koalitionsvertrag auf.



Der Blick von der bayerischen Burg Lichtenberg auf die Zellstoff- und Papierfabrik in Blankenstein im Tal der Saale.



Bierbrauen in der DDR: Ein Besuch in der Rhönbrauerei Kaltennordheim

Warum schmeckte das Bier nicht so gut in der DDR, meistens jedenfalls? Warum wurde es so schnell schlecht, besonders im Sommer? Da war doch Galle drin statt Hopfen – oder?

Solche Fragen im Kopf, besuchten wir die Brauerei in Kaltennordheim, unweit der Grenze, hinter der Tann und Hilbers liegen. Ein guter Freund hatte sie uns empfohlen, der seit Jahrzehnten mit Be-

kannten Bierwanderungen organisiert, einmal im Jahr. Er ist Experte. „Hier gibt es das beste Bier“, verkündete er und feierte in der Brauerei auch seinen 70. Geburtstag.

Wir treffen Frieder Dittmar, er ist der Seniorchef der Rhön-Brauerei. „Das mit der Galle ist Unsinn“, demontiert er ein gängiges Vorurteil. „Hopfen gab es genug, an der Elbe, an der Saale, in Sanger-

hausen, in Tschechien. Aber die Technik klappte nicht in der DDR, vor allem die Reinigung und Desinfektion – und überhaupt: Es hat doch überall geklemmt.“

Beim Bier war es wie bei vielen Produkten: Das Beste kam in den Export nach drüben, das Billige blieb im Land. Wenn die Mälzerei nicht genug liefern konnte, nahm man zum Brauen eben

Reis aus China und Zucker aus Kuba als Ersatz, später dann Gersten-Rohrtrunk und Enzyme. Das gefiel keinem Biertrinker in Thüringen, es schmeckte es.

Schlechtes Bier, oder sagen wir liebevoller Schwacher Bier, kannte die Brauerei. Auch im Krieg gab es Dünnbier, erinnert sich der Senior, es hatte nicht einmal drei Prozent Alkohol. Aber gebraut wurde immer.

Die Wasserkuppe musste vom Bier-Etikett: „Wir machen doch keine Reklame für den Westen!“

DIE GRENZE (11) Die Rhön-Brauerei nahe der Grenze in Kaltennordheim überstand Kriege, Inflationen und Diktaturen – und braut in der siebten Generation

VON PAUL-JOSEF RAUE
(TEXT UND FOTOS)

Brautradition seit 1875 ist auf dem Backstein-Gebäude zu lesen, das mitten in der kleinen Stadt steht, unweit der Grenze. Frieder Dittmar rechnet vor: „Mein Ur-Ur-großvater hat es gegründet, ich bin die fünfte Generation, meine Tochter die sechste, mein Enkel Julian die siebte.“

Julian ist der neue Chef, Braumeister und Geschäftsführer. Tauchen wir noch ein wenig in die Erinnerungen ein:

Vor gut hundert Jahren gab es in der Rhön noch in jedem kleinen Ort das Gemeinde-Brauhaus, in dem jeder brauen konnte, der ein Braurecht hatte, in den größeren Orten existierte mindestens eine Brauerei – meist eine Gaststätte zugehörig, so wie es heute in manchen Städten wieder üblich ist. Mitten in der Kneipe steht der blank polierte goldene Kessel, eine Attraktion für die Gäste.

Frieder Dittmar weiß aus alten Chroniken: 1875 gab es in Kaltennordheim sogar drei Gasthöfe, und die drei hatten eine eigene Brauerei, einen Gewölbekeller, der die Temperatur bei zehn Grad hielt und in der Nähe einen Teich, aus dem man im Winter Eis-Stangen sägen konnte. Dann kam gegen Ende des Jahrhunderts das große Sterben der kleinen Brauereien: Die meisten konnten im Sommer nicht kühlen – und der Sommer ist die Zeit des Jahres, in der am meisten getrunken wird. Dann kamen die Kriege, die schlechten Zeiten, die Diktaturen; mitdramatisch liest die Rhön-Brauerei ihre Marke beim Patentamt eintragen.

Der Urgroßvater baute die Brauerei im Kaiserreich – aus Backstein, der heute noch Bestand hat. Frieder Dittmar begann 1960 in den Betrieb ein, der nicht mehr lange eigenständig blieb. „Ich war nicht in der Partei, ich wollte auch nicht in die Partei“, erklärt er. 1963 kam die Brauerei ins Kombinat Meinungen, 1972 wurde sie zum Volls-eigenen Betrieb (VEB). Sofort mussten sie das Etikett auf den



Frieder Dittmar, der Seniorchef der Brauerei, und sein Enkel Julian Reukauf, der ein Bier zapft, in der Rhön-Brauerei Kaltennordheim.

Flaschen ändern. „Die Wasserkuppe muss verschwinden“, entschieden die Parteibonzen, „wir machen doch keine Reklame für den Westen!“ Die kahle Wasserkuppe ist zwar der typische Ort der Rhön, aber sie lag im Westen.

„Den Werkleiter setzte die Partei ein, die konnten aber nur große Sprüche, nicht mehr“, erzählt der Senior-Chef. Drei Sorten gab es, produziert von 160 Mitarbeitern, die meisten von ihnen gelernte Brauer: Das leichte Vollbier für 48 Pfennig, das Pils für 51 (das nicht immer gebraut werden konnte) – und das Spezialbier, das nur in den Delikat-Läden zu kaufen war.

Die Brauereien hatten ein festes Absatzgebiet, doch an der Grenze konnten nur Fahrer lie-

fern, die einen Passierschein hatten, einen für das 5-Kilometer- und einen speziellen für das 500-Meter-Gebiet.

Nach der Revolution wollte Frieder Dittmar seine Brauerei zurückkaufen. Aber die Treuhand stellte sich quer: Sie wollte viel Geld für all das, was zu DDR-Zeiten gebaut und angeschafft worden war. „Aber das war nichts mehr wert im Vergleich zu dem, was in West-Brauereien modern war. Was sollte ich mit den W-50-Lastwagen anfangen? Oder mit dem Heizhaus, das mit Braunkohle gefeuert wurde? Was sollte ich mit den Holz-Fässern anfangen?“ Im Westen waren sie aus Metall. Oder mit der 200 Meter langen Dampftrasse, die über Straßen und Gärten ging? Mit



Im kleinen Museum der Brauerei erinnern Fahnen, Losungen und ein Bild Erich Honeckers an die schwere Zeit in der DDR.

haben wir gar nicht erst ausgepackt, das kam nach Russland.“ Die Zeit nach der Revolution war eine schwere Zeit. Die westlichen Brauereien drängten auf

den Markt, hatten genügend Geld, um alle zu kaufen. „Es war ganz schlimm“, denkt Frieder Dittmar zurück, der in den Jahren schwer erkrankte. „Der Absatz ging zurück, wir mussten sanieren, wir hatten nur Belastungen und mussten viele Mitarbeiter entlassen; heute haben wir noch 35. Nur der Getränkhandel, den wir eröffnet hatten, brachte uns über die Runden.“ Er schaffte es mit der Rhön-Brauerei, als einer der wenigen in Thüringen. Er blieb eigenständig, hielt die Brauerei in der Familie.

Die Wasserkuppe kam nach der Revolution sofort wieder auf das Etikett und prangt heute auf 15 Biersorten, auf die Julian stolz ist, der Braumeister in der 7. Generation.

„Entwürdigend“

Der Löwenwirt in Kaltennordheim erzählt, wie es einem erging, der sich nicht arrangierte



Der Löwenwirt Horst Dittmar (links) mit seinem Partner Christian Goldschmidt vor dem Hotel in der Stadtmitte von Kaltennordheim.

VON PAUL-JOSEF RAUE

Wenn Horst Dittmar, der Wirt des „Hotels zum Löwen“, durch Kaltennordheim geht, sieht er einige, die Hilfspolizisten waren und ihn denunziert haben, und andere, die ihn ins Gefängnis gebracht haben. Das war vor der Revolution. Jetzt ist nach der Revolution.

„Ich bediene alle lieb und freundlich“, sagt er. „Ich habe genug gelitten, ich habe mit der DDR abgeschlossen, ich muss ja mein Geschäft machen.“ Das Geschäft läuft gut, die Qualität der Küche hat sich ebenso herausgesprochen wie die Preise, sonntags kommen die Gäste aus der Rhön und aus Fulda, im Frühjahr und Herbst die Wanderer aus ganz Deutschland und am Abend die Kaltennordheimer zum Stammtisch.

Horst Dittmars Eltern erlebten noch den Zusammenbruch der Diktatur, erlebten die Einheit und freu-

ten sich, wie der „Löwe“ wieder aufblühte. Horst Dittmar ist der andere Teil der Dittmar-Dynastie in Kaltennordheim, der einen gehört die Brauerei, der anderen das Gasthaus.

„Das kann man nicht wegstecken, nur verdrängen“

Horst Dittmars Leben in der DDR gleicht einer Achterbahn-Fahrt mit kurzen sanften Anstiegen und langen steilen Abfahrten, immer knapp am Absturz vorbei. Wie in der Gondel der Achterbahn hatte er keine Chance auszustiegen. Er wollte auch nicht.

Er hätte sich ja anpassen können, sagen die, die sich angepasst haben. Er hätte ja mitlaufen können, einfach ruhig mitlaufen, ohne anderen etwas anzutun, sagen die an den Stammtischen, die mitgelaufen

sind. Ja, hätte er. Er wählte einen anderen Weg, genauso wie seine Eltern, die sich nie mit der Diktatur arrangiert hatten, und wie seine Brüder.

Einfach mitlaufen, ganz ruhig? Spätestens nach der Gerichtsverhandlung gegen seinen Bruder kam das nicht mehr infrage. Seiner Bruder, 19 Jahre jung, wollte fliehen und wurde verhaftet. Das Gericht wurde zum Tribunal, das Tribunal zum Pranger. Die Verhandlung wurde in Kaltennordheims Kinosaal verlegt, damit viele zuhören konnten – und abgeschreckt wurden.

Wenn die Flucht eine bewaffnete war, war die Strafe härter. Der Bruder hatte ein Taschenmesser dabei und musste wegen „versuchten bewaffneten Grenzübertritts“ für zweieinhalb Jahre nach Bautzen.

Drei Jahre später griffen die Grenzer den kleineren Bruder, 18 Jahre jung. Er kam, da ohne Taschenmesser unterwegs, zwei Jahre nach Tor-

gau, in den Jugendverhof, jenem schrecklichen Umerziehungslager „mit dem Ziel der Heranbildung vollwertiger Mitglieder der sozialistischen Gesellschaft und bewusster Bürger der Deutschen Demokratischen Republik“. Als der kleinere Bruder aus Torgau entlassen wurde, durfte er nie wieder in einen Kreis an der Grenze fahren, erst recht nicht dort wohnen. Er durfte nicht das Haus zurück.

Horst Dittmar, den Löwenwirt, sperrten sie anderthalb Jahre in Gräfentonna ein, warfen ihn von der Schule und verweigerten ihm eine Lehrstelle. Er war nicht auf der Flucht gestellt worden, er sollte in der elften Klasse mit seinen Schulkameraden gefeiert, getrunken und gesagt: „Wie schnell könnten wir drüben sein.“ Das galt als Vorbereitung einer Flucht.

Das alles hat er erlebt, kann es in den Stasi-Akten nachlesen: in den roten Ross und Reiter, Ankläger und Verriäter genannt sind, Viele von denen haben nach der Wende die besten Jobs bekommen, meist in der Privatwirtschaft“, sagt Horst Dittmar, und er sagt es ruhig, gefasst. Dann fügt er an, nach einigem Zögern: „Entschuldigt hat sich keiner.“

„Darf man bohren? Fragen, ob man so etwas einfach wegstecken kann? Wir fragen.“

„Nein“, antwortet der Löwenwirt, „das kann man nicht wegstecken, nur verdrängen.“ Und er erzählt ein Glied aus der endlosen Kette von Demütigungen: Jeden Morgen wurde er mit anderen Gefangenen ins Optima-Büromaschinen-Werk nach Erfurt gefahren. Jeden Morgen ein Spießrutenlaufen durchs Betriebsgelände, die Beselung schaute zu, wie die Knacks vorgeführt und durchgeführt wurden. Das war sehr entwürdigend.“

1987 wollte ihn die Stasi anwerben als IM. Ohne Erfolg.

Die Sommerserie

Zuletzt erschienen:
29. Juli: „Ein sozialistischer Held und ein westdeutscher Kommissar“ (10)

Nächste Folge:
→ Fulda Gap – Die erste Schlacht des Dritten Weltkrieges

Alle Texte und Fotos im Internet: www.thueringer-allgemeine.de/Die-Grenze

Korrektur

Die Zählung der Serie hat einige Leser zu Recht verwirrt. Es gab zweimal die Folge 8. Richtig ist: „Mit dem Wind nach Westen“ vor einer Woche war die 8. Folge; „Die Flucht des Berthold Dücker“ war die 9. Folge. Danach ist wieder alles in Lot.

Hartmut Reichmuth aus Gontha weist zu Recht auf einen Fehler in der Folge „Mit dem Wind nach Westen“ hin: Familienmitglied Stralzky wohnte in Pößneck, nicht in Pößnitz.

Günther Reichenbach aus Köleda zweifelt an der von uns genannten Einwohnerzahl von Probstzella (TA vom 22. Juli):

„Auch nach Meinung meines Schulfreundes – er lebt seit 1951 immer in Probstzella – ist die Zahl von 3000 leicht übertrieben. Wir nehmen an, dass die Zöllner und Grenzler und dazu gezählt wurden.“

Das Rätsel ist leicht zu lösen: Amtlich hat Probstzella rund 3500 Einwohner – mit Stadtteilen, die aber bei jeder Stadt, ob Tokio, Berlin oder New York, dazugezählt werden. Probstzella selbst hat 1300 Einwohner.

Berechtigt kritisiert Günther Reichenbach, dass wir Probstzella eine Stadt nennen. Ja, es ist nur eine Gemeinde, die einen Gemeinderat hat.

Wer Fehler entdeckt oder uns schreiben möchte:

Mail: chefredaktion@thueringer-allgemeine.de
Post: TA-Chefredaktion,
Gottstedter Landstr. 6, 99099 Erfurt